Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Geschichte der Familie Trendelenburg für Kinder und Enkel

Trendelenburg, Friedrich

Halle a.S., 1921

Kapitel 10. Zehnte Generation. Friedrich Adolf Trendelenburg

urn:nbn:de:bsz:31-129872

Visual Library

Der jüngste Sohn Gustav v. Ladiges (geb. 1802, gest. 1869?) erbte das Gut. Seinen Sohn sah ich gelegentlich in Rostock. Er erzählte, daß wir Trendelenburgs auf dem Gute als Lehnsvettern eingetragen seien. — Barnekow liegt bei Wismar, hat seinen Namen von dem wendischen Baran, welches das Schaf bedeutet, gehörte ursprünglich einer alten mecklenburgischen, vor 1600 ausgestorbenen adligen Familie gleichen Namens an und wurde von Ditmer Friederich Ladiges um 1785 gekauft. In einem Brief seines Schwiegervaters, des Lübecker Doktors, wird er als Ladiges aus Kopenhagen bezeichnet.

Kapitel 10.

Zehnte Generation. Friedrich Adolf Trendelenburg.

Von den Nachkommen der Brüder und Schwestern des Eutiner Großvaters ist schon in dem vorigen Kapitel die Rede gewesen. In bezug auf den Lebensgang und die Persönlichkeiten seiner drei Töchter, unserer Tanten Marianne Lentz, Julie und Caroline Tr. kann ich auf das oben zitierte „Mutterbuch" verweisen. Und von unserer Mutter Ferdinande geb. Becker, sowie von unserem Elternhause besitzen wir in den dort gesammelten Briefen der Mutter, umrahmt von den lebendigen humorvollen Schilderungen meiner Schwester Nanna Stahl, ein vortreffliches Bild, das auch außerhalb der Familienkreise schon vielen Menschen eine Quelle der Freude und Erhebung gewesen ist.

Dem Plane und dem Titel des Buches entsprechend tritt unser Vater dort weniger in den Vordergrund, und vor allem fehlt es an einer eingehenderen Besprechung seiner Jugendzeit. Diese Lücke möchte ich in folgendem an der Hand von Briefauszügen auszufüllen versuchen, man denke es sich mit dem Mutterbuch zu einem Ganzen verschmolzen!

Friedrich Adolf Trendelenburg wurde im Eutiner Posthause am 30. November 1802 geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er von den Eltern und in einer „Leseschule", die er vom fünften Jahre an besuchte. Später kam er in das Gymnasium seiner Vaterstadt, die „Eutiner Schule", deren Rektor (als Nachfolger von Johann Heinrich Voß) Georg Ludwig König war, ein gelehrter und philosophisch gebildeter Mann, Vertreter der Lehre Kants. Sein Unterricht und der langjährige persönliche Verkehr mit ihm hat auf die Geistesrichtung des Schülers einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die Schule — Gymnasium wurde sie damals nicht genannt — bestand aus nur drei Klassen. Die Schüler, die zu studieren beabsichtigten, saßen in der Prima bis zur Dauer von sechs Jahren, Anfänger neben Fortgeschritteneren. Mit Ausnahme des Religionsunterrichts, den 1816 der Superintendent Detlev Johann Wilhelm Olshausen übernahm, unterrichtete in Prima der Rektor in allen Fächern, in der Sekunda, in der die Elemente des

Lateinischen und Griechischen gelehrt wurden, der Konrektor, und in der Tertia ein dritter Lehrer. Der Unterricht der Primaner fand in dem Hause des Rektors statt, das noch jetzt steht und als Gasthaus unter dem Namen „Voßhaus“ die Touristen zur Einkehr einladet. Der Garten hinter dem Hause grenzt an eine Bucht des Sees und öffnet den Blick auf die sich im Wasser spiegelnden Baumgruppen des Schloßgartens und einer vorgelagerten kleinen Insel, ein idyllisches Bild, ganz zu Voßens „Luise“ passend.

Bei dem Unterricht ging es patriarchalisch her, ohne feste Bindung an Stundenplan und abgemessene Pensen. König las mit den Schülern die alten Klassiker, besonders den Homer und Sophokles. Die Lektüre war ihm „eine Anweisung, den Geist der Alten in ihren Schriften aufzusuchen, nach dem Beispiel der großen Denker das Denken zu lernen und das Gedachte in ähnliche schöne Formen zu kleiden“. Einzelnen fortgeschrittenen Schülern erteilte er einen gründlichen Unterricht in der Logik.

Fig. 22. Friedrich Adolf Trendelenburg.

Von Adolfs Freunden in der Schulzeit sind besonders zu nennen die beiden Söhne des Superintendenten Olshausen, Justus, später Professor der orientalischen Sprachen in Kiel und Königsberg und Dezernent für das Universitätswesen im Preußischen Kultusministerium, und Theodor, der 1848 Mitglied der Landesregierung von Schleswig-Holstein war, der spätere Superintendent in Eutin Anton Wallroth und Rudolph Kindt, später Medizinalrat in Oldenburg.

Ein von Adolf von seinem 15. Jahre ab geführtes Tagebuch ist ein Zeugnis seines Fleißes und der Gewissenhaftigkeit, mit der der Knabe seine Zeit ausnutzte. Da heißt es z. B. auf dem ersten Blatt vom 10. Mai 1817:

„Aufgestanden um $5^3/_4$ Uhr, $5^3/_4$—6 Uhr Griechische Vokabeln gelernt. 6—$6^3/_4$ Lateinisches Exercitium aus Werner (Th. 11, Gen. § 11) gemacht. $6^3/_4$—$7^1/_2$ aus Homer Iliade IV. 105—145 präparirt. Weil keine Schule war, so habe ich von $8^1/_4$—$10^1/_2$ in Ciceros Briefen ad fam. die schönen nicht kurzen beiden Briefe IV. 5. 6. Tröstungen über den Tod von Ciceros Sohn enthaltend zweimal gelesen und die Redensarten exzerpirt. Von $10^1/_2$ bis $11^1/_2$ Homer Iliad. V. 145—179 präparirt. Von $11^1/_2$—1 spazieren gegangen mit Olshausen und Wallroth. Von 2—4 fuhr ich Sand in den Gartensteg, machte die schwer zuzumachenden Fenster zu. Von 4—$5^1/_2$

Aufsatz für Herrn Prediger Enke in der Kladde. Von $5^1/_2$—7 sah ich ein Theil von Vaters dänischer Postrechnung nach, von 7—$8^3/_4$ war ich bei Chr. Müller in der Apotheke, um ein Verzeichniß seiner Pflanzen mit ihm auszuarbeiten. $10^1/_2$ Uhr ging ich in's Bett."

Bald darauf kam ihm das Buch des Freiherrn v. Knigge über den Umgang mit Menschen in dem Auszug für die Jugend von Gruber zu Gesicht. Den darin enthaltenen Ratschlägen und Ermahnungen folgend fügte Adolf nun jedem Tagesbericht eine kurze kritische Bemerkung über sein persönliches Verhalten hinzu und versah das Tagebuch mit der Überschrift: „Tagebuch oder Selbstgeständnisse". Äußerungen der Zufriedenheit stehen Tadel und Selbstvorwürfe gegenüber, die sich auf vermeintliche Nachlässigkeiten, Eitelkeit, mangelnde Ehrerbietung den Eltern gegenüber und dergleichen beziehen. Adolf hatte Sorge, das Tagebuch möchte von anderen gelesen werden, und schrieb es deshalb eine Zeitlang in lateinischer Sprache nieder, und zwar in gewandten Sätzen und fast ohne Korrekturen, — ein sprechender Beweis für den ausgezeichneten Unterricht in den klassischen Sprachen, der den Schülern bei König zuteil wurde. —

Auch als Student und als Hauslehrer führte mein Vater das Tagebuch in freierer Form und mit Unterbrechungen weiter, auf Reisen besonders sorgfältig. Im späteren Leben werden die Aufzeichnungen mehr und mehr zu ganz kurzen Notizen.

Nachdem er den Schulkursus absolviert hatte — ein Abiturientenexamen gab es nicht —, ging Adolf nicht gleich zur Universität, sondern blieb zusammen mit seinem Freunde Wallroth noch in der Prima und übernahm zugleich auf Anerbieten des Rektors eine interimistische Lehrerstelle in den unteren Klassen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich im Lehramt zu versuchen, das ihm als zukünftiger Beruf vorschwebte, und zugleich Zeit zu gewinnen, sich noch gründlicher für die Universität vorzubereiten.

Am 25. Dezember 1820 schreibt er an die Schwester Marianne nach Oldenburg:

„Ob ich das nächste Jahr meinen Geburtstag im väterlichen Hause wiedersehe oder nicht, kann ich dir nicht bestimmen. Ich hoffe es noch sehr, indessen Vater spricht leider häufig und zu bestimmt das unangenehme Wort aus, daß ich nächsten Michaelis aus guten Gründen zur Universität müßte. Nun ich will diese Gründe hier nicht prüfen, mögen sie immerhin nicht gewichtlos seyn, das aber weiß ich, daß $1^1/_2$ Jahre leicht noch erfordert werden, um ganz und gar das durchzumachen, was ich vor der Universität nach meiner Ansicht noch durchmachen sollte, falls ich nämlich die Wissenschaften als etwas höheres betrachte, als eine Kuh, die uns mit Milch und Butter versorgt. Fruchten meine Vorstellungen bei Vater nicht, so sehe ich meine Bildung auf eine höchst nachtheilige Weise unterbrochen. Ich hoffe jedoch noch sehr, daß Vater meinen inständigen Bitten Gehör giebt."

In einem zweiten Brief an die Schwester vom 15. April 1821 spricht er von einer Verzögerung notwendiger Verbesserungen in den Einrichtungen der Schule und fährt dann fort:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Hier beherzigt man wahrlich nicht, was Kaiser Karl V. schon zu sagen pflegte: „„Eine gute Schule und eine gute Uhr sind das Zeichen einer wohlpolicirten Stadt."" Auf Kirchen scheint man hier mehr zu geben, und die können doch nicht fortbauen, wenn die Schulen nicht einen festen Grund gelegt haben. Ich bin ganz durchdrungen von der Wichtigkeit der Lehrer im Staate, — nach dem Versuche dieses Winters habe ich mich fest bestimmt, in meiner ferneren Bildung das Ziel, ein tüchtiger Lehrer zu werden, eifriger vor Augen zu haben als grade die eigentliche Theologie, welche ich indeß auch nicht bei Seite setzen werde."

Wiederholt werden in dem Tagebuch während der letzten Schuljahre die anregenden Besuche bei dem greisen Maler Tischbein erwähnt, von denen schon im vorigen Kapitel (S. 115) die Rede gewesen ist. Aber auch an jugendlichen Vergnügungen fehlte es in dem Eutiner Leben nicht. Das Tagebuch berichtet von Wanderungen mit Kameraden durch Feld und Wald, von Tanzgesellschaften im Rathaus und bei befreundeten Familien und von Zusammenkünften und Ehrenhändeln in einer Verbindung, die die Primaner unter sich gestiftet hatten. Unter vergilbten Papieren aus der Schulzeit befinden sich von Adolf gedichtete Lieder, die in den Melodien bekannter Studentenlieder bei dem Abschied von Kameraden gesungen wurden oder nach fröhlicher Wanderung am buchenbeschatteten Ufer des stillen Ukleisees erklangen.

Ostern 1822 ging mein Vater zum Studium der Philologie und Theologie auf die Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Die beiden Fächer miteinander zu verbinden, entsprach dem damaligen Brauch.

Bei der Immatrikulation mußte sich jeder Studierende durch Unterschreiben einer gedruckten Erklärung und durch Handschlag verpflichten „an keinen geheimen von der akademischen Obrigkeit nicht autorisirten Verbindungen besonders an solchen, die unter dem Namen: Landsmannschaft, Burschenschaft, Comment, Orden und dergleichen sich auf deutschen Universitäten so oft gezeigt haben, als Mitglied theilzunehmen, noch weniger aber solche Verbindungen zu stiften oder zu deren Stiftung mitzuwirken". Die von Mitkämpfern in den Freiheitskriegen 1815 gegründete Burschenschaft war nach der Ermordung Kotzebues durch Sand vom Bundestag auf Grund der Karlsbader Beschlüsse aufgelöst worden. In der Stille hatten sich aber die alten Verbindungen an den Universitäten bald wieder gebildet, so auch in Kiel. Mein Vater trat der Burschenschaft nicht bei, aber in nahen freundschaftlichen Verkehr zu ihren Mitgliedern. Wie die ganze gebildete Jugend damaliger Zeit stand er unter dem noch frischen Eindruck der Freiheitskriege. Als Schüler hatte er eine Fußtour zum Grabe Theodor Körners in Wöbbelin in Mecklenburg unternommen, dort auf einem Steine unter den Eichen sitzend einige Strophen gedichtet und dieselben in das Buch der Besucher eingetragen. (Den 21. Mai 1820.) Die letzte Strophe lautet:

„Und Deutsche, wenn euch Zwingherrn jochen,
Wenn von euch alte Deutschheit schied,
Dann sammelt euch an Körners Eichen,
Und euch entflamme Körners Lied!"

Und im letzten Jahre der Schulzeit waren ihm die politischen Ideen der Burschenschaft besonders durch den Verkehr mit dem Kandidaten der Theologie Riemann, dem Redner auf dem Wartburgfeste am 18. Oktober 1817, nahe gebracht worden. Riemann, ein Mecklenburger, der als Lützower Jäger mit gekämpft und sich das Eiserne Kreuz erworben hatte, fand während der Demagogenverfolgungen durch Vermittlung von Olshausen in Eutin Zuflucht und eine Anstellung als Kollaborator an der Schule. Später, 1828, wurde er durch den engherzigen Nachfolger Olshausens aus seiner Stelle verdrängt und ging als Pastor nach Friedland in Mecklenburg. Mein Vater hat mit ihm geturnt und gefochten, und dem urwüchsigen kernigen Manne zeitlebens treue Freundschaft bewahrt. Riemann starb 1872 drei Tage nach meines Vaters Tode.

Am 22. April 1822 schrieb Riemann in meines Vaters Stammbuch folgende für die Zeit charakteristische Zeilen: „Im Leben und Erblassen Glühend die Ichheit hassend Glühend das Volk umfassen So lautet teutscher Bruderherzen Schwur.“ Auch die meisten anderen der ihm von Kieler Kommilitonen gewidmeten Stammbuch-Blätter stimmen in den Ton jugendlicher Begeisterung für Volk, Vaterland und Freiheit ein.

Am 18. Juni pflegten die Burschen den Siegestag von Waterloo zu feiern, und im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Kiel wurde mein Vater gebeten, die Festrede zu halten. „Wir zogen“, schreibt er, „am Nachmittag unter Musik mit Eichenblättern geschmückt auf den Markt, sangen ein herrliches Lied, das einer meiner Bekannten zu diesem Zweck gemacht hatte, brachten dem Feste und seinen Erinnerungen ein feuriges Hoch und zogen dann in langem Zuge unter Gesang nach Düsternbrok. Da bewillkommete uns auf einer Anhöhe ein Feuer. Wir stellten uns herum und sangen einige Verse. Da redete ich dann ungefähr eine halbe Stunde, was der Tag und das Herz mir eingegeben hatte, von des Tages Erinnerung und Erhebung. Eine Volksmasse von Studenten und Bürgern umgab mich, und ich freute mich, daß ich etwas Eindruck machte. Denn zu seines Gleichen zu reden und unter Gottes freiem Himmel, wo Alles sich nahe herandrängt, ist schwerer als etwa geschieden von allem Volk eine Predigt zu halten. Dazu schien es mir nothwendig, ohne Concept zu sprechen. Aber es ging Alles gut. Nach einem Gesange zogen wir hinunter nach dem Bruhnschen Hause, wo ein Volksball begann.“

Von der Demagogenverfolgung hatte ein früherer Schulfreund meines Vaters namens Specht zu leiden, der als „Anführer einer Verbindung“ in Jena von der Universität relegiert wurde. Adolf schrieb darüber am 24. Nov. 1822 an die auch um ihn selbst besorgte Schwester Caroline: „Die Sache scheint dir furchtbarer als sie ist; und denke es dir nur frühzeitig als möglich, daß mir einmal ein Gleiches widerfährt. Hier freilich hat es Nichts zu sagen. Aber nie werde ich mich abschrecken lassen, durch dergleichen Angstmittel, für das wahre Gute in meinem Kreise auf der Universität zu wirken. Das that auch Specht nur. Ein stumpfer Widerstand der Regierung darf nie eines Mannes Überzeugung beugen, der soll im Guten beharren. So werde auch ich thun, versteht sich mit Um- und Vorsicht. — Denkt Euch

nicht jeden armen Verwiesenen als Verbrecher. Oft ist er das Gegentheil in diesen Zeiten. Die Verbindung, in der Specht war, hat unendliches Verdienst um Jena's gute Sitte und wissenschaftlichen Fleiß. Aber wo zwei und drei zusammenstehn, schnüffelt die Regierung schon Verschwörungen wider sie. Der Arge nur steckt im Argwohn."

Freundschaft schloß mein Vater in Kiel besonders mit Peter Wilhelm Forchhammer, dem späteren Kieler Professor der Archäologie, und mit einem Vetter, Nachkommen des Juristen Adolf Trendelenburg (Gener. 8, Nr. 17), dem dänischen Leutnant August Haller Baggesen, der sich, um wissenschaftliche Studien zu betreiben, nach Kiel hatte versetzen lassen.

Mit Forchhammer zusammen unternahm Tr. im Herbst 1822 eine Reise nach Kopenhagen, für die sein Vater den beiden jungen Leuten eine schriftliche Empfehlung an alle seine Kollegen im dänischen Postdienste mitgab.

Zu den vielen neuen Eindrücken der Reise gehörte besonders die Seefahrt auf einem kleinen erst kürzlich erbauten dänischen Dampfschiff. „Aus der von Menschen überpfropften Cajüte", schreibt mein Vater am 27. September an die Seinen: „Diesen Morgen mit Sonnenaufgang trat ich wieder aufs Verdeck. Der Himmel war heiterer, aber der Wind noch immer ganz u. gar entgegen. Freilich hieß es, wir hätten eigentlich schon einmal so weit vorwärts sein müssen. Aber ich freute mich doch des herrlichen Werkes, wir waren doch schon zwischen Langeland u. Laland. Ein anderes Schiff wäre noch nicht aus dem Hafen gewesen. So hat der Menschen Verstand auch Mittel erfunden, das ihm entgegenstrebende Element zu bezwingen, u. selbst die empörten Wellen sicher zu durchschneiden. Wohl vergleicht man einen Staat einem Schiffe, aber man sollte seinem Vaterlande wünschen, daß es einem Dampfschiffe ähnlich wäre, das aus eigner Kraft dem Strome trotzt, nun aber muß Deutschland sich treiben lassen, hat selbst nicht einmal einen Steuermann, nur 49 uneinige Ruderer. Was soll daraus werden?"

Aus der eingehenden Beschreibung der Kopenhagener Sehenswürdigkeiten in den nächsten Briefen greife ich einige für die Anschauungen und Betrachtungsweise des jungen Reisenden bezeichnende Stellen heraus.

An die Seinen.

Kopenhagen den 31. Oktober 1822.

„Aber nur einen Platz hebe ich hervor, mir merkwürdiger als alle diese prächtigen, den winzigen Uhlfeldsplatz. Also ist sein Name, denn ein Schandmal ist hier, dem Grafen Uhlfeld gesetzt, der in seinem Vaterland gestiegen dies den Feinden, den Schweden verrieth (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts). Der Schandstein ist von Granit, schmutzig, und könnte kaum häßlicher seyn. Man liest an den Seiten des pyramidenförmig zugespitzten Steins auf dänisch: „Corwitz Uhlfeld, dem Vaterlands-Verräther, zu ewigem Spott, Schimpf und Schande". Der Eindruck war neu und tief. — Im Volk erzählt sich nun fort, was sonst untergehen würde. Der Blick richtet sich aufs Vaterland, und die Liebe zu ihm wird lebendiger. Würde man die Schandsäulen in Deutschland zählen können, wenn

man allen denen ein Mal setzen wollte, die an diesem Vaterland zu Verräthern wurden und werden. Aber wer sollte sie auch setzen? Etwa die heilige Allianz und ihre Glieder?!"

An die Schwester Karoline (mit einigen kleinen Kupferstichen von der Reise nach Kopenhagen) Kiel den 10. Nov. 1822:

„Das dritte Kupfer zeigt dir eine Ehrensäule, die vor dem Westerthore in Kopenhagen als Denkmahl dasteht. Es ist eine Freiheitssäule dem Tage zu Ehren, der die Leibeigenen ihrer Bande entließ. Alles, was dazu mitwirkt, aus Menschen wirklich Menschen zu machen, wirkt tief auf mein Gemüth. Darum stand ich auch nachdenkend vor dieser Säule u. segnete sie u. den, der sie sich verdient hat." —

Mit Forchhammer blieb mein Vater im späteren Leben in stetem Verkehr. Dieser reiste viel, kam häufig nach Berlin und besuchte dann unsere Eltern, um mit dem Vater zu politisieren und ihm seine etwas phantastischen Anschauungen über Homer und den trojanischen Krieg auseinanderzusetzen, uns Kindern durch sein den Humor herausforderndes Wesen eine erheiternde, unserer Mutter eine etwas unbequeme Erscheinung, da er als alter Junggeselle ohne Rücksicht auf die Hausordnung zu sehr später Abendstunde zu kommen pflegte. Das ihm vorgesetzte Weinglas putzte er, wie im Hotel, mit der Serviette blank. Übrigens fand er mit 70 Jahren eine Lebensgefährtin und feierte mit ihr noch die silberne Hochzeit.

Wie innig meines Vaters Freundschaft mit Baggesen war, ersieht man aus den wenigen erhalten gebliebenen Briefen an ihn aus der Jugendzeit. Am 11. April 1824 antwortet mein Vater aus Leipzig auf einen nicht mehr vorhandenen Brief von Baggesen mit folgenden Zeilen:

„Deine Geschäfte überhäufen Dich oft allerdings sehr, aber bisweilen ist auch manche Freistunde Dein. Die Freistunden gehörten der Lektüre u. s. w. — Aber, sage mir, verfolgtest Du dabei einen festen Plan? Vielleicht arbeitetest Du mehr, was die Zeit mit ihrem Ungefähr Dir entgegenwarf. Vielleicht aber fehlte Deinem Leben ein Mittelpunkt, um den sich Deine Nebenstunden drehten. Du nahmst vielleicht mehr auf und versuchtest weniger Deine eigne Kraft nach einem bestimmten Ziele hin. Wie? wenn Du Dir selbst aus freiem Interesse einen Winkel auf dem großen Felde suchtest, um in ihm selbst zu schaffen? einen Punkt, auf den Du das Übrige Alles bezögest, und der nicht wandelte mit dem Wandelbaren? So gewännest Du einen sicheren dauernden Halt für Dein Streben, Du würdest eine Vorliebe für etwas Gewisses gewinnen und dadurch eine Leere des Lebens füllen. — — Baggesen, Du kannst viel, oder ich kenne Dich nicht! Es fehlt nur, was Schiller so herrlich sagt: ‚Sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft.' — Hättest Du nicht Lust zu irgend einem kleinen Theil der großen Geschichte, hättest Du nicht Lust, Dir einen Theil aus der dänischen oder aus der Kriegswissenschaft zu wählen? Da kämen Dir Deine neueren Sprachkenntnisse zu Statten, zumal bei einiger Kenntniß des Latein. Es ist etwas Herrliches mit der Geschichte, wo sich das einseitige Zeitleben des Einzelwesens ich möchte sagen zu einem Weltleben der Menschheit ausdehnt. Damit glaube nicht, daß ich Dich zu

einer schriftstellerischen Bahn auffordere. Das findet sich nachher. Im Forschen selbst liegt der Reiz, liegt der Gewinn. Nur das Neue, was man umsichtig und vorsichtig findet, soll ans Licht der Welt gefördert werden. Ich las neulich in meinem Plato: ‚Ein Leben ohne Forschung ist kein Leben.‘ Darum preise ich sie Dir an. Eigentlich aber rathe ich Dir eine ähnliche Medizin an, wie sie mir geholfen hat. Ich naschte einst in den Wissenschaften herum und war in meinem Herumschweifen nicht mit mir eins. Auch noch bin ich es nicht ganz. Auch noch jetzt macht es mich oft trübe, wenn ich bedenke, wie einseitig die Bildung des Gelehrten ist. Man klaubt und klaubt, aber das Handeln, in dem sich der Kern des inneren Menschen bewährt, bleibt vor der Thür, als gehörte es nicht mit dazu. Aber seit ich in meinem Treiben mit sicherem Schritte einen engeren aber bestimmteren Gang verfolge, seit ich mir gleichsam meine eigene Hütte baue und in ihr froher mich einwohne als damals, wo ich fremde Palläste angaffte, seit dieser Zeit fühle ich selbst den Gewinn. Also noch einmal, lieber Freund, suche Dir einen Kompaß für die Zeit, für welche Du vielleicht noch keinen hast. Ein Kompaß aber zeigt unverwandt nach Einer Himmelsgegend und erschwert das Abirren vom graden Wege und das Schwanken.“

Nachdem sich ihre Lebenswege getrennt hatten, versäumten Beide keine Gelegenheit eines Wiedersehens. In späteren Jahren aber werden es die politischen Verhältnisse dem Holsteiner und dem dänischen General äußerlich und innerlich erschwert haben, die früheren nahen Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Ein junger Mann aus dem Kieler Freundeskreise, Heinrich Eichmann, wurde, während mein Vater im August 1823 auf einem Ferienbesuch in Eutin weilte, durch plötzlichen Tod hingerafft. Als mein Vater nach Kiel zurückkehrte, hatte die Beerdigung schon stattgefunden. Die Eltern des Verstorbenen hatten den Wunsch ausgesprochen, der Freund ihres Sohnes möchte sie besuchen, es würde ihnen tröstlich sein, ihn zu sprechen, da er sich des Verewigten immer mit Liebe angenommen hätte. Bereitwillig unternahm er die sieben Stunden lange Wanderung nach Rendsburg und schrieb nach der Rückkehr an Karoline: „Der Weg und das Dortseyn ist mir von großem Werthe. Ich habe es tief fühlen gelernt, daß Stunden in der Wohnung der Trauer mehr erheben, mehr für das Leben bilden können als Tage in den Säälen der Freude.“

Sehr freundliche Aufnahme fand mein Vater im Hause des Syndikus Jahn und seiner Frau Juliane, einer Tochter des Kieler Professors Adolf Trendelenburg. Auch die Häuser der Professoren, bei denen er hörte, standen ihm offen. In eine gewisse Verlegenheit versetzte ihn eine Einladung des orthodoxen Lutheraners Harms, zu dessen Zuhörern er nicht gehörte. „Ich sprach ihn nie“, schrieb er nach Eutin, „und werde das auch klüglich vermeiden. Meine Gedanken tödte ich nun einmal nicht, und das müßte ich, wenn ich mit ihm nur einiger Maßen fertig werden wollte.“

Nicht gern aber ließ er sich durch zeitraubende Geselligkeit von seinen Studien abziehen, die er mit großem Ernst und Fleiß betrieb. Die wichtigsten

Vorlesungen arbeitete er zu Hause nach seinen Notizen aus. Eine größere Anzahl solcher Ausarbeitungen, mit sorgfältiger Schrift in später gebundene Hefte eingetragen, aus der Studienzeit in Kiel, Leipzig und Berlin sind der Preußischen Staats-Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben. Neben den theologischen Kollegien bei Twesten (seinem späteren Kollegen an der Berliner Universität) und bei Eckermann hörte er in Kiel besonders philologische Vorlesungen bei Wachsmuth und beschäftigte sich auch mit selbständigen philologischen Studien. Am Schlusse des zweiten Semesters reichte er eine Preisarbeit ein, für die er als Thema von den drei vorgeschlagenen „Die Bereicherung des lateinischen Wortschatzes durch Plautus" wählte, und die ihm einen Preis von 100 Talern eintrug.

Aber seine Studien beschränkten sich nicht auf die Fachkollegien, bei Pfaff hörte er über Physik und Meteorologie, bei Berger über Astronomie, bei Reimer über höhere Mathematik, bei Nasser über Kunstgeschichte, bei Dahlmann über deutsche Geschichte und über die Geschichte der griechischen Kolonien, bei Cramer über Gellius und Römisches Recht.

Am meisten fesselten ihn die philosophischen Vorlesungen bei Reinhold und später bei Berger.

Reinhold wurde ihm bald ein väterlicher Freund, an dem er mit inniger Liebe und Verehrung hing. Sein plötzlicher Tod im April 1823 schmerzte ihn tief. „Einen Mann wie den alten Reinhold giebt es nicht mehr", schreibt er zu Weihnachten 1822 an die Schwester Marianne, „ich wünschte es Dir von ganzer Seele, daß Du diesen unvergleichlichen Greis sähest und kennen lerntest. Seine nähere Bekanntschaft ist mir ein Gewinn fürs Leben. Ewig wird er mir als ein Urbild vorschweben, dem ich nachzustreben habe. Denn in ihm stehen mehr wie in jedem andern, den ich kenne, Verstand und Herz im wundervollsten Einklang. Auch ihn traf mancher Schlag des Schicksals. So verlor er vor einigen Jahren einen hoffnungsvollen Sohn, als er eben anfing, herrliche Früchte in ihm auch in der bürgerlichen Welt zu sehen. Aber der tieffühlende Mann wandelt ruhig einher, als trüge er beides in sich, den Himmel wie die Erde und schöpft aus beiden reichen Trost."

Und nach Reinholds Tode schreibt er: „So oft ich zu ihm kam, ging ich wärmer wieder von ihm, als ich gekommen. Ein schneller Tod hat ihn der Erde genommen, ihn dem Himmel wiedergegeben. — — Nie hat es wohl einen Mann gegeben, der redlicher die Wahrheit suchte, als er. In seinem Blicke, in seinen Gesichtszügen, in seinem Namen trug er sein Wesen. Ich sehe oft sein Bildniß an, und flehe dann immer, daß sein Geist auf mir ruhen mag. Sein letztes Gespräch, daß er noch einen Tag vor meiner Abreise mit mir hielt, schwebt mir jetzt in einem verklärten Lichte vor. Er besiegelte es mit einem herzlichen Kusse, den er mir auf die Stirne drückte — und doch ahnten wir beide nichts von der Trennung. Er sprach noch lebendig von der Geschichte der Philosophie in den letzten 30 Jahren, in die er mich näher im Sommerhalbjahr einführen wollte. Keiner konnte es wie er, denn niemand, wie er, war seit der Zeit immer so selbst auf diesem Felde thätig gewesen. Ich freute mich

sehr dazu. Ich habe viel verloren und viele mit mir. Aber ich danke Gott, daß ich so viel an ihm hatte."

Der Verlust des verehrten Lehrers erleichterte Tr. den Entschluß, Kiel und das ihm lieb gewordene Jahnsche Haus zu verlassen. Der Plan, nach Bonn zu gehen, um seine philosophischen Studien unter Brandis' Leitung fortzusetzen, konnte nicht zur Ausführung kommen, da die Universität von den dortigen Studierenden wegen Mißhelligkeiten mit den akademischen Behörden in Verruf getan war. So entschied er sich für Leipzig.

„Die Welt am Wanderstabe zu durchmessen" war schon früh des Knaben Wunsch gewesen. Dem Studenten sollte dieser Wunsch jetzt in Erfüllung gehen.

Nach einem Ferienaufenthalt in Eutin nahm er am 26. September 1823 Abschied vom Elternhause und fuhr mit der Post nach Celle und wanderte von da, nach Burschenart den Ranzen auf dem Rücken, an manchen Tagen 50 Kilometer und mehr zurücklegend, über Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eisenach, Gotha, Weimar nach Jena. Von Jena nach Chemnitz benutzte er, um Zeit zu sparen, die Post, dann ging es wieder auf Schusters Rappen weiter nach Dresden und von dort nach Leipzig. Liest man in den Briefen nach Hause die ausführlichen Berichte über alles, was der Reisende unterwegs gesehen, erfahren und studiert hat — Bauten, Denkmäler, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Fabriken, Bergwerke, Hüttenwerke, Erziehungsinstitute, Krankenhäuser —, mit welcher Freude an der Natur er über Berg und Tal durch Feld und Wald wandert und wie er überall Land und Leute beobachtet, so bedauert man, daß diese Art zu reisen, bei der der junge Deutsche sein Vaterland noch gründlich kennen lernte, seit dem Bau der Eisenbahnen bei der studierenden Jugend und auch bei den Handwerksburschen außer Brauch gekommen ist.

Einiges wenige aus den Briefen und dem Tagebuch sei hier erwähnt.

In Celle besuchte mein Vater, durch sein Interesse an der Psychologie getrieben, das große Irrenhaus. Ein trauriger Eindruck war es, die Gemütskranken zusammen mit Zuchthäuslern als ihren Wärtern eingesperrt zu finden. Man wollte damit die Kosten der Krankenpflege sparen — ein bezeichnendes Bild des Tiefstands der damaligen Irrenpflege.

Auf dem Wege durch das anmutige Werratal machte mein Vater die Bekanntschaft des dichterisch veranlagten Jenenser Studenten Karl Meyer aus Gotha, seines späteren nahen Freundes.

In Eisenach schreibt er: „Ich dachte viel an Luther und an seinen Geist, daß er erstehe in dieser unlutherischen Zeit, an das Wartburgfest und seine Ideale, deren Trümmer nur wir noch zu retten suchen, an Riemann und die Brüderschaar, die brüderlich den Berg hinangezogen. — In der Wartburg führte uns ein Mann herum, der wie die meisten Führer seelenlos sein Uhrwerk ablaufen ließ. Er zeigte die Stube, in der Luther die Bibel übersetzte mit seinem Bildniß von Cranach und der Büste von 1817 und den Reliquien seines Tisches. Unwillkürlich neigte ich mich, als ich in das ehrwürdige Zimmer trat."

Von Gotha aus, wo er den Astronomen Encke, einen Eutiner Landsmann, besuchte, machte Trendelenburg einen Abstecher nach Schnepfental, um

die von dem Pädagogen Salzmann gegründete Erziehungsanstalt kennen zu lernen. „Aus Allem", schreibt er der Schwester Julie, „sprach mich ein tiefsinniger einfacher Geist an." Er freut sich an dem Symbol, das Salzmann über der Haustür des ersten Gebäudes anbringen ließ, den Grabscheit, „das vieldeutig redende sinnige Bild von der Ausdauer, mit der der Arbeiter den Grabscheid führt, von Liebe zur Natur und ihrer Forschung, von Gottvertrauen und Glauben an ein Aufblühen der Saat", — — darunter „die Anfangsbuchstaben der Griechischen Worte, die man wohl um ein christliches Kreuz liest: In ihm siege!" Auch die Grabstätten in dem nahen Eichenhain muteten ihn an, die schlichten Sandsteine ohne weitere Inschrift als Namen und Datum und das Grab Salzmanns ohne jeden Stein, nur mit einem Fliederbusch bepflanzt. „Salzmann wollte seyn und war in Wenigem viel. Eine stille Größe des Gedankens. — — Dazu kamen dunkle Nachklänge aus dem Elementarbuch, das wir Kinder so eifrig lasen. Leider kann ich mir nur wenige Züge aus ihm bestimmt erinnern, aber ein allgemeines Bild schwebt mir vor, und es ist mir, als hätte das Buch einen gewissen Einfluß auf meine Richtung gehabt. — So las ich nun hier sein Buch: Der Himmel auf Erden. Was ich schon in Schnepfenthal ahnte, fand ich bestätigt. Salzmann hat mehr die Seite der Religion aufgefaßt, die ins thätige Leben eingreift, als die innere Sehnsucht des Gemüths nach dem Ewigen und Unendlichen, die wir gewiß auch in stiller Brust nähren sollen, aber die allein genährt so Manche zu müßiger Schwärmerei führt. Das Buch ist geschrieben, wie fürs Volk, so einfach und doch so würdig. — Mögt Ihr es nun auch lesen, liebe Schwestern!"

Über den Besuch des Theaters in Weimar heißt es in einem Brief: „Mit dem Schauspiel habe ich bisher Unglück auf der Reise. Es wurden Kotzebue's Verwandschaften gegeben. Man spielte gut. Was hilft's aber? Das Stück ist seicht. Der erste Aufzug war noch der beste. In dem Stück sah man Kotzebuische Weltklugheit glänzen, die gefährlich ist, den Glauben an die Menschheit zu rauben droht. Dummheit und Unschuld, Klugheit und Schalkheit sind hier nothwendig gepaart; jeden Einzelnen regiert allein sein eigennütziges Interesse. Diese Theorie war hier nun aufs Verwandschaftsverhältniß übertragen. Muß denn alles Lustspiel so auf Kosten des edleren Interesses seinen Zweck erreichen? — Über das Wesen und über die Grenzen des Lustspiels dachte ich nach, ohne indessen mir ganz klar zu werden, als ich mit einer etwas langweiligen Gesellschaft in kalter Nacht nach Jena fuhr. Nach Jena, dem mit Liebe lang gedachten, lang ersehnten Jena."

Eine gewisse Schüchternheit, die dem jungen Studenten eigen war, ließ ihn auf einen Besuch bei Goethe in Weimar verzichten. „An Goethe", sagt das Tagebuch am 15. Oktober, „(den Greis, der junge Liebe gefaßt hat und der gar an eine neue Ehe mit einem 18jährigen Mädchen, das er in Marienbad kennen lernte, denken soll) an Goethe wagte ich nicht Tischbeins Gruß zu bestellen, so groß auch mein Verlangen war, aber Goethe, der größte Geist unserer Zeit, dazu der hochstehende und hochblickende Geheimrat!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

In Jena suchte er den Historiker Luden und den Professor der Philosophie Fries auf, der wegen seiner Teilnahme am Wartburgfeste vom Amte suspendiert war. Die Persönlichkeit des vom Schicksal gebeugten Mannes machte ihm einen tiefen Eindruck.

Von Chemnitz nach Dresden weiter wandernd, besichtigte er in Freiberg ein Amalgamierwerk, in dem auf chemischem Wege aus dem silberhaltigen Erze reines Silber gewonnen wurde, und eine große Tuchfabrik mit ingeniösen Maschinen und 1010 Arbeitern. Auf die Bergwerke verzichtete er, da er schon im Harz in die Schächte eingefahren war und das Leben der Bergleute kennen gelernt hatte.

In Dresden feierte er ein frohes Wiedersehen mit seinem kunstliebenden Lübecker Vetter Theodor Trendelenburg und verlebte mit ihm einige genußreiche Tage, die er benutzte, um einen flüchtigen Überblick über die reichen Kunstschätze der Stadt zu gewinnen. „Insofern", berichtet er nach Eutin, „bin ich für Dresden zu spät gekommen, als wenige Fremde mehr hierher kommen, und es also schwer hält, Gesellschaften zusammen zu bringen, um sich die theueren Museen aufschließen zu lassen. Doch habe ich schon vieles gesehn — mir fehlen noch das Antikenkabinett und das Kabinett der mengsischen Gypsabgüsse. Am Montag sah ich gleich die Gemäldegallerie und das grüne Gewölbe, — die Juwelen- u. Goldkammer des Königs. An dem grünen Gewölbe habe ich satt — und Gottlob wir hatten keine Damen bei uns, die über die Diamanten — wovon einige die ersten der Erde — uns würden die Ohren vollgeschwögt haben. Für den theuren Einlaßpreis — jeder Blick wird hier bezahlt — habe ich nicht viel mehr gelernt, als daß Schmaragden nicht blau aussehen, wie ich wähnte, sondern grün. Auf der Gemäldegallerie habe ich schon 2 ganze Morgende hingebracht. Ich könnte noch hundert dort seyn, und werde jedes Mal mit neuer Lust hingehen."

Von Meißen kommend, langte mein Vater an einem der ersten Tage des November in Leipzig an und bezog in der „Kugel" am Hallischen Tore bei Madame Junke seine stille Studentenstube, aus deren Fenstern man einen freundlichen Blick auf das Grün der Promenade hatte. Wie würde er staunen, wenn er jetzt, nach fast 100 Jahren, den Riesenbau des neuen Zentralbahnhofs sich gegenüber sähe!

Von einigem Interesse ist vielleicht die Notiz, daß die ganze Reise $7\frac{1}{2}$ Louisdor, also in heutigem Gelde 127,50 Mark kostete.

In Leipzig vertiefte sich mein Vater ganz in seine Studien. Von dem studentischen Treiben hielt er sich fern, zu Familienverkehr bot sich weniger Gelegenheit als in Kiel, die Professoren der größeren Universität waren im allgemeinen unzugänglicher, ein Haus wie das Jahnsche stand ihm nicht offen. Freundliche Aufnahme fand er bei dem Buchhändler Vogel, an den er aus Kiel eine Empfehlung mitbekommen hatte.

Er hörte philologische Kollegia, besonders bei dem Altmeister Hermann und bei dem jugendfrischen, reichbegabten Spohn. Dieser kam ihm besonders freundlich entgegen, er stellte ihm seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung und „nahm ihn in seine musterhaft eingerichtete philologische

Gesellschaft auf". Es war ein eigenartiges Geschick, daß dem Schüler zum zweitenmal der von ihm am meisten geschätzte und verehrte Lehrer durch plötzlichen Tod entrissen wurde. Mein Vater war tief bekümmert. „Der Tag" (der 17. Januar), so schreibt er an Marianne, „raubte mir einen unvergeßlichen Lehrer, den herrlichen Spohn, der eben mit einem liebenswürdigen Mädchen verlobt, in der Blüte der Jahre mitten im schönsten Tagewerk dastand — und plötzlich abberufen war. Eine unerforschliche Fügung. Er war ein tüchtiger Sprachforscher und ein noch lieberer Mann und Mensch. Reinhold hatte seinen Lauf beendet, Spohn begann ihn." Unter dem Eindruck des Verlustes dachte mein Vater daran, Leipzig schon zu Ostern wieder zu verlassen, entschied sich aber dann doch bis zu Michaelis zu bleiben. „Freilich fesselt mich hier", schreibt er, „eigentlich nur Ein Mann, aber ein großer Mann in seiner Art, der erste Grieche unserer Zeit, Hermann."

Für die ziemlich einsame Zeit des Wintersemesters entschädigten reichlich die Osterferien, die er in fröhlichem und anregendem Verkehr mit dem Vetter Theodor in Dresden zubrachte. Die Kunstschätze, besonders das Antikenkabinett und die Mengschen Gipsabgüsse wurden jetzt gründlich durchstudiert, z. T. mit Forchhammer, der in Dresden mit dem Freunde zusammentraf. Die gemeinsame Lektüre von Lessings Laokoon, Winkelmanns Einleitung zur Geschichte der Kunst und Schillers Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst ergänzten die kunstgeschichtlichen Studien an den Meisterwerken. Der Galeriebesuch war durch einen neuen Inspektor sehr erschwert. „Gehören denn nicht", fragt er, „solche Schätze der ganzen Welt an und nicht blos einem geschlossenen Kreise? Ich bin indessen ziemlich oft dort gewesen und ruhte nicht, wurde ich auch manchmal zurückgewiesen. — Als ich nun endlich gehen mußte, war mirs ganz wehmüthig ums Herz, und es war mir, als ob ich mich von Freunden trennte. Es war auch so, denn was befreundet auch mehr als eine Idee, wenn sie anspricht? — und mir hat kein Gemälde zugesagt, in dem ich nicht die Idee ahndete und klarer erkannte. Das ist die Einseitigkeit in meiner Auffassung von Kunstwerken, daß ich nur auf den Ausdruck der Idee sehe und mich wenig um die Form und ihr Ebenmaaß bekümmere." Dieses Selbstbekenntnis ist sehr charakteristisch. Zeitlebens blieb die Kunst meinem Vater mehr ein Objekt des Denkens als eine Quelle unmittelbaren Empfindens.

Auch in die Euryanthe von Weber nahm Theodor den ganz unmusikalischen Vetter mit. Der Komponist dirigierte selbst. „Hier verstummt mein Urtheil", schreibt mein Vater. „Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war tiefer (als im Freischütz) und der Ausdruck der Musik, nach dem Texte gemessen, erschien mir herrlich. Theodor ist von der Oper voll und streitet für sie auf Blut und Leben."

Eines Abends war er in einer etwas steifen Gesellschaft bei Tieck, der aus Calderons „Garten-Unhold" meisterhaft vorlas.

In den schönen Maitagen erwachte wieder die Wanderlust. Die Vorlesungen in Leipzig sollten erst 14 Tage vor Pfingsten wieder beginnen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dann standen die Pfingstferien in Aussicht, so daß meinem Vater genügende Zeit zu einer weiteren Reise zur Verfügung stand, wenn er für die 14 Tage auf seine Kollegia verzichtete. So entschloß er sich ohne viel Besinnen, zusammen mit Forchhammer eine Reise nach Wien zu unternehmen. Die Erlaubnis seines Vaters einzuholen, war so schnell nicht möglich, dieser erteilte ihm aber nachträglich gern Indemnität und füllte nach der Rückkehr den leergewordenen Geldbeutel durch einen Zuschuß von 12 Louisdors statt der erbetenen 6 bis 8 bereitwilligst wieder an.

Zu Fuß wanderten die beiden Freunde durch die Sächsische Schweiz nach Tetschen, fuhren zu Schiff bis Außig und wanderten weiter nach Teplitz, von wo sie zu Wagen nach Prag fuhren. Hier machte es große Schwierigkeiten, einen Paß nach Wien zu bekommen, da jeder umherreisende deutsche Student den österreichischen Behörden verdächtig war. Sein Tagebuch ließ mein Vater versiegelt bei dem Wirt zum goldenen Engel zurück, um es nicht in die Hände der spionierenden Polizei fallen zu lassen. Die Diligence brachte die Reisenden dann schnell in zwei Tagen nach Wien, wo sie 16 Tage verweilten, in den Museen Kunstgeschichte studierten, die Bibliothek, die Anatomie, das Zeughaus, eine Porzellanfabrik, die Theater, das Schloß in Schönbrunn besuchten, den Stephansturm bestiegen und im Prater die elegante Welt und das bunte Treiben des mehr dem Vergnügen als der Arbeit lebenden Volkes beobachteten. Zum erstenmal bewegte sich mein Vater hier inmitten einer katholischen Bevölkerung, und die üblen Folgen eines unduldsamen jesuitischen Pfaffentums und einer jede freiere geistige Regung unterdrückenden Regierung traten ihm überall entgegen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, schreibt er in einem ausführlichen Reisebericht am 24. Juni 1824 an seinen Vater: „Meinen letzten Brief aus Wien habe ich mit großer Besonnenheit schreiben müssen. Wien wimmelt von so genannten Vertrauten, d. h. Schuften im Solde der geheimen Polizei. Wir wurden gewarnt, und es ward mir aus Manchem klar, daß man uns als deutsche Studenten, (d. h. im Österreichischen Sprachgebrauch deutschredende Nicht-Österreicher) auf allen Wegen belauerte. Darum konnte ich nicht wissen, ob nicht die Argusaugen der Kundschafter durch versiegelte Briefe durchzugucken wüßten. Darum mußte ich mich hüten vor jeder Berührung mit irgend einem Studenten, namentlich durfte ich nicht hospitiren, um mich nicht verdächtig zu machen, als wolle ich mit deutscher Reudigkeit die Wiener Schaafe anstecken. Darum muß man in Wien jedem unbekannten Mann mistrauisch zweifelnd in's Gesicht sehen und nur dem eignen Herzen trauen, darum kann man in Wien nur vom schönen Wetter und vom Theater, vom Essen und Trinken und drgl. schwatzen, kann aber nicht von eingreifenden Dingen des Lebens sprechen. Gottlob, solche Stickluft weht im übrigen Deutschland noch nicht.

Vorzüglich eine Sekte der Ligurianer oder Redemptoristen, verrufen durch ihre Dummheit, soll namentlich durch die Dienstboten in der Beichte ihre Polypenarme bis in's innere Hauswesen erstrecken. Ein Wiener Student muß aus Pflicht und Schuldigkeit des Jahres 5 mal beichten und solches dem Professor der Religion durch beigebrachte Beichtscheine beweisen. Da

diese Beichtscheine auf den Inhaber lauten und nicht auf eine benannte Person, so sollen sich manche freier Denkende den frommen Betrug erlauben und solche 5 Beichtscheine von den geringen Leuten sich käuflich erstehen. Sehr hübsch in Sachen der heiligen Religion! — Besonders wachsam beobachtet der Staat das Schul- und Erziehungswesen und greift selbst in Privatinstitute mit seinen Verordnungen ein.

Von einer deutschen Studienfreiheit weiß man dort Nichts. In eine Form werden alle gegossen, jedem ist vorgeschrieben, was er hören muß, eine eigentümliche selbstständige geistige Entwicklung ist dabei fast unmöglich. Die Universität ist im Oesterreichischen eine Schule eingeengter als die Eutiner. — Kein Student darf außer Landes reisen ohne besondere kaiserliche Erlaubniß, die er sehr schwer erhält. Hier in Leipzig studirt der Sohn eines Graf Fries in Wien, aber nur unter der Firma eines Handlungsdieners in einem hiesigen Hause. — —"

Zum Schluß fuhren die beiden Reisenden noch zu Schiff den mächtigen Donaustrom hinunter nach Preßburg, wo sie eine Empfehlung an einen Konsistorialrat Glatz hatten. „Durch ihn", heißt es in dem Brief, „thaten wir manchen Blick in das innere literarische Getriebe in Oesterreich, den wir sonst nicht würden haben thun können. Er führte uns zu einigen Professoren, die Geist und Kraft zeigten. Im katholischen Lande findet man viel öfter eifrigere Protestanten, die für ihre freiere Ansicht leben und sterben möchten, während wir in unserer Heimat, wo kein Gegensatz aufregt, uns von den mysticirenden Theologen und von frömmelnden Empfindlern fast wieder in das Gebiet des einschläfernden Katholicismus treiben lassen. Auch in dieser Richtung habe ich mich nun im Entschluß gestählt auf dieser Reise. — — Auch zu Friedrich Schlegel führte uns der gute Genius unserer Reise. Der Mann muß früher kräftig gewesen seyn, als er so viel Tüchtiges schuf. Jetzt schien er schlaff und wohl genährt ohne reges Interesse. Drei Crucifixe und seine Kniebank vor der Mutter Gottes sagten uns gleich, zu wem wir gekommen waren."

Mit dem Sommersemester ging die Zeit zu Ende, die sich mein Vater für das Studium in Leipzig angesetzt hatte. „Die Philologie wurde hier nur grammatisch-kritisch betrachtet." Darin fühlte er sich jetzt genügend sicher, dagegen fehlte es ihm an einer genügenden Kenntnis der historischen Seite, „z. B. der römischen und griechischen Altertümer", die er sich am besten als Schüler von Boeckh in Berlin erwerben konnte. Er hatte auch an Bonn gedacht, aber „es sind dort", so schreibt er an seinen Vater, „keine Philosophen wie Schleiermacher und Hegel. Den ersteren nennen gewiß Theologen, Philologen, Philosophen nur mit Achtung. Ueber den zweiten ist man getheilt. Ich selbst bin von seiner Ansicht, so weit ich sie kenne, ein entschiedener Gegner und glaube nicht, daß Klarheit und Wahrheit in Wissenschaft und Leben durch sie groß wird gefördert werden. Aber der Mann macht groß Aufsehen und man sieht auf ihn wie auf die Spitze unserer Zeit. Da treibt es mich nun ihn näher kennen zu lernen, um ihn scharf zu prüfen und meine Kraft an ihm zu versuchen. — — Wer es redlich mit einem gründlichen deutlichen Begriff in der Forschung

meint, warnt gewiß mit Recht jeden jungen Mann, Hegel zuerst oder allein zu hören. Aber es klinge Dir nicht anmaßend, wenn ich sage, daß ich doch schon eine nicht unbedeutende Vorschule in der Philosophie durchgemacht habe. Vor Einseitigkeit muß man sich doch auch bewahren."

So entschied er sich für Berlin. Ehe er sich dorthin auf den Weg machte, wurde er noch durch einen kurzen Besuch von Baggesen erfreut. Auf der gerade stattfindenden Herbstmesse „machte er in den drei Tagen des Zusammenseins von den Vergnügungen der Welt mehr mit als in dem ganzen Jahre seines Leipziger Aufenthalts". Abends besuchten die beiden Freunde das Theater und sahen sich dann das bunte Treiben in einem großen Kellerlokal an. „Denkt nur", schrieb er nach Hause, „Müßiggang ist aller Laster Anfang. Indeß sind solche Laster nicht ohne Nutzen und darum reuen sie mich nicht." Zuletzt feierte er noch Wiedersehen mit Wallroth, der von Berlin herübergekommen war und nach Bonn gehen wollte, und begleitete ihn bis Jena. Die Wanderung ging über Lützen, Weißenfels, Naumburg. Auf dem Felde von Lützen freute er sich an dem einfachen Steine mit der Inschrift G. A. 1632, „welcher von dem Helden Kunde giebt, der hier mit seinem Blute die Geistesfreiheit erkaufte". „Vielleicht geräth unsere Zeit noch auf den Gedanken", schreibt er, „ihn mit einem Denkmale zu vertauschen. Denn an Denkmälern, nur nicht an Denkthaten ist unsere Zeit überschwenglich reich." „Das klösterliche Wesen und Unwesen, was auf der berühmten Schulpforte herrschte, konnte seiner freieren Ansicht einer menschlichen Bildung nicht zusagen." In Jena besuchte er einige Professoren, für die er besonderes Interesse hatte. Zwei Abende brachte er bei dem jungen Reinhold zu, den er in Kiel bei seinem Vater nur oberflächlich kennen gelernt hatte. Da ging es denn „scharf in die Philosophie hinein, so daß die Nacht kaum der Disputation ein Ende machte noch die Berücksichtigung der Frau, die neben ihnen saß". Dann marschierte er von Jena aus wieder rückwärts über Wittenberg nach Potsdam, von Wittenberg ab in Begleitung eines netten jungen Kaufmanns, der auf der Leipziger Messe sein Geld verspielt hatte und daher gezwungen war, wie der Bruder Studio zu Fuß zu gehen. Am 16. Oktober 1824 kam mein Vater auf einem vollgepfropften Personenwagen fahrend von Potsdam in Berlin an, „in der Stadt der Deutschen Sandwüste", die seine zweite Heimat werden sollte.

Um mit einem Wechsel von 30 Louisdor (510 Mark), den er sich von seinem Vater erbeten hatte, im Semester auskommen zu können, bezog mein Vater in Berlin eine sehr bescheidene Studentenstube in der Wassergasse, der jetzigen Artilleriestraße, Nr. 12. Das heute längst verschwundene einstöckige Häuschen, auf das er mich im Vorbeigehen oft aufmerksam gemacht hat, der jetzigen gynäkologischen Klinik gegenüber, gehörte einem geborenen Österreicher, der nach einem wechselvollen Leben während der Kriegszeit hier als „Viktualienhändler" und Schankwirt eine Ruhestätte gefunden hatte. Die niedrige im Stehen mit der Hand bequem zu erreichende Decke der Stube, unter dem beiderseits schräg abfallenden Dache gelegen, war schmaler als der Fußboden, und diese hatte die Form eines Sarges, womit mein Vater

von seinen Bekannten oft geneckt wurde. Sie hatte nur ein Fenster an der Giebelseite des Hauses mit dem Blick auf die träge hinschleichende Spree und war „in Berliner Blau angestrichen in ein mystisches Dunkel gehüllt". Am Fenster stand das Stehpult. Im übrigen bestand das Ameublement aus einem Bett, drei mit Riet beflochtenen Stühlen von patriarchalischer Einfachheit, einem Bücherbord und einer Kommode. In der Ecke stand ein schwarzer Ofen.

Die drei Berliner Semester, die ihm von seinem Vater, über das übliche Triennium hinausgehend, bewilligt worden waren, gestalteten sich für meinen Vater in jeder Beziehung sehr angenehm und fruchtbringend. Bald konnte er nach Hause berichten, daß er sich noch zufriedener fühle als in den drittehalb Jahren seiner bisherigen Studienzeit.

„Die Auswahl der Collegien wurde ihm schwer und er hörte recht mit Lust, weil hier Gutes gegeben wurde." Wohl berechtigt war die Befürchtung des Postkommissairs, er möchte sich zu sehr mit Vorlesungen überlasten. Die Gesamtzahl der Kollegien in den drei Semestern ist in der Tat eine recht große. Bei Neander hörte mein Vater christliche Archäologie, Geschichte des apostolischen Zeitalters und Patristik von Synesius bis Augustin, bei Boeckh über Pindar und Metrik, bei Immanuel Bekker über Thucydides, bei Ideler über Aratus (Astronomie betreffend), bei Bopp allgemeine Sprachengeschichte und Grammatik der Sanskritsprache, wozu dann noch die philologischen Seminarübungen bei Boeckh und bei Buttmann kamen. Bei Hegel hörte er Philosophie der Weltgeschichte und bei v. Henning über die Hegelsche Logik, bei Schleiermacher (morgens von 6 bis 7 Uhr) Ästhetik und bei dem Breslauer Professor Steffens, der auf der Rückreise von Norwegen sich ein Semester in Berlin aufhielt, über die Resultate der philosophischen Naturwissenschaften. Und, wie auch früher in Kiel und Leipzig, beschränkte er sich nicht auf die Fachkollegien, sondern suchte seine wissenschaftliche Bildung auf eine breitere Basis zu stellen. So hörte er Physik bei Erman, Chorographie von Palästina und allgemeine Erdkunde bei Carl Ritter.

Von seinen Lehrern übte besonders Schleiermacher einen tiefgehenden und bleibenden Eindruck auf ihn aus. Über Schleiermachers eigenartige Lehrmethode schreibt er am 2. Mai 1825: „Es ist fesselnd, wie Schleiermacher in der Aufbauung einer philosophischen Wissenschaft sucht und findet und uns selbst mitsuchen und mitfinden läßt. Der Weg ist schwer, weil Geist dazu gehört und strenge Consequenz. In den philosophischen Vorträgen pflegt man sonst das Gefundene mit seinen Beweisen, oft wie vom Dreifuß herunter, zu geben — aber die Frage, wie kommt man zu diesem Ziel, bleibt unbeantwortet. Schleiermacher lehrt selbst den Weg gehen — und in dieser Hinsicht, weniger in Rücksicht der Ergebnisse, die spärlicher zum Vorschein kommen, eben weil sie gefunden werden sollen, hörte ich nie etwas Aehnliches. Ich wüßte nicht, wo ich mehr lernen könnte für die Gedankenentwicklung in mir und in andern." Die Schleiermachersche „Maieutik", die Kunst, die Geburt der Gedanken zu fördern (ein Ausdruck des Sokrates), scheint ihm schon damals als Vorbild für seine

späteren philosophischen Übungen mit seinen eigenen Zuhörern vorgeschwebt zu haben.

Neun Jahre später, nach dem Tode Schleiermachers, dessen Kollege an der Universität mein Vater inzwischen geworden war, hat er seiner Verehrung für den großen Mann, „in dem Sinne groß, daß er mächtige Gegensätze in sich zu einem großartigen Ganzen ausglich", in einer Ansprache an seine Zuhörer einen tief empfundenen Ausdruck verliehen (vgl. „Ferdinande Trendelenburg" S. 427).

Die Vorlesung von Steffens fand unter gewaltigem Zudrang statt. „Weder auf dem Katheder noch auf der Kanzel hatte mein Vater je einen so hinreißenden Vortrag gehört." Mit dem Inhalt war er nicht immer ganz einverstanden. „Schwerlich", sagt er, „werde ich es je für die richtige Art zu philosophiren halten, wenn man, wie Steffens, mit dem Strom der Zeit gehend entgegengesetzte Begriffe vereinerleiet, um ihren Widerspruch auf eine bequeme Art zu umgehen, oder auf Anregung dunkler Gefühle als dem Geheimnisse des Lebens oft die Basis baut, die nach meiner Meinung doch auf einem weniger schwankenden Grund stehen sollte."

Für sich studierte mein Vater besonders den Plato und Aristoteles, denen er auch das Thema zu seiner Dissertation entnahm, und suchte ein sicheres Urteil über die verschiedenen philosophischen Systeme und ihre geschichtliche Entwicklung zu gewinnen. Am 19. April 1825 schreibt er an Baggesen:

„Wenn mich Jemand fragte, welchem System ich folge, ich könnte nicht anders als in meinem Sinn negativ antworten. Wol mag es für den folgerechten Denker ebenso nothwendig seyn, ein System zu haben, wie man ein Haus haben muß. Aber ich denke ein Haus, in dem es mir geistig wöhnlich und gemüthlich seyn soll, das muß ich mir selbst bauen. Auch mache ich an ein solches den Anspruch, daß es fast beweglich sei wie ein Zelt und wenigstens einer leichten Erweiterung und Ausbauung fähig. In meinen Jahren ist man noch Gast. Ich trage mir erst das Bauholz zusammen. Den Kant habe ich jetzt ziemlich studirt. So viel sehe ich, daß ich mich auf der einen theologischen Seite in Einigem an ihn anlehnen werde, wenn ich auch auf der anderen Seite ein tieferes Element des Lebens suche, als sein bloßer starrer Begriff ist. Dann wiederum kann wol schwerlich ein Seyn ohne sein Werden begriffen werden. Darin liegt die tiefe Wurzel einer geschichtlichen Ansicht des ganzen Lebens, die die Philosophie bis jetzt vielleicht mehr verkannt hat."

In regen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr trat mein Vater mit Friedrich Rosen, den er schon in Leipzig als Studenten der Theologie kennen gelernt hatte und den er in Berlin als Schüler von Bopp wiederfand. Gemeinsame Interessen besonders am Sanskrit und der altindischen Literatur sowie die Übereinstimmung in der Gesinnung brachten die beiden jungen Männer einander schnell näher. Aber nicht lange konnten sie sich des Zusammenlebens erfreuen. Schon zu Ostern 1828 wurde Rosen, noch nicht 23 Jahre alt, als Professor der orientalischen Literatur und Lehrer der arabischen, persischen und hindustanischen Sprachen an das

University College in London berufen. Er fand dort große Anerkennung, und ein Jahr darauf suchte ihn die Universität Oxford zu gewinnen, er blieb aber in London. Von der Korrespondenz der beiden Freunde ist nur eine Reihe von Briefen meines Vaters erhalten, aus denen ich der chronologischen Erzählung vorgreifend einige Stellen von allgemeinerem Interesse hier einfüge.

Frankfurt a. M. den 28 Sept. 1828.

„So naiv dachte ich mir doch nicht die englische theologische Richtung. Was Du mir schriebst, war charakteristisch. Ist das aber doch nicht vielleicht mehr Theologie der Bücher als der lebendigen Köpfe? Bei uns will mir oft eine große Kluft erscheinen zwischen dem Sparrwerk der Dogmatik und den einfachen Glaubenspunkten der Gemeine. So ists allerdings gut, daß deutsche Wissenschaft mehr auf englischen Boden verpflanzt wird. Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, wie sich Literatur u. Wissenschaft aus den Schranken der Volksthümlichkeit herausheben und sich europäisiren, eine neue weitere Volksthümlichkeit. Hier waltet der Weltgeist; aber dennoch laß ich ungern von ihm meinen Volksgeist aus dem Felde schlagen. Der Einzelne wird sich also noch mehr verlieren in dem großen Meere des strömenden Treibens. — — Welche Mittelstufen zwischen dem alten Athen und dem neuen London! Ihre Kreise des Wirkens verhalten sich wie eine mäßige Trireme zu einem Linienschiff und noch mehr. Aber die Universalität, diese Sirene in der Bildung, wirft den Einzelnen mit ihren mächtigen Anforderungen in einen gefährlichen Abgrund. Wo ist das Genie, das ihn auszufüllen vermögen wird! Der Weltgang wird die kleinmüthigen Zweifel lösen.“ —

Frankfurt a. M. den 10 Mai 1829.

„Ich will Dir zeigen, daß ich um Deinetwillen gar eigene Studien mache und dies Mal noch dazu theologische. Hear! hear! — Thiere wechseln oft ihre Elemente, um sich in einem fremden anzufrischen. Der lustige Fisch springt des Abends aus seinem Wasser in die Luft, die Landthiere baden sich im Wasser; der Mensch segelt gar in den Wolken. So gehts auch mir. Ein kleiner Luftzug bringt mich leicht einmal auf Augenblicke aus meinem philosophischen Elemente in das theologische. Es hat mich entschieden abgestoßen, da ich mich ihm hinneigte; jetzt ziehts mich bisweilen an, da ich mich ihm abneige. — Du schreibst von der Oxfordter Professur, von der Dich, wie mirs schien, vielleicht nur die 39 Artikel trennten. Die symbolischen Bücher bildeten vor Jahren für mein theologisches Gewissen einige Scrupel. Das leichtfertige Leben hat mich leichtfertiger gemacht, hat mich gelehrt, Sache und Form zu ehren aber auch zu unterscheiden. Dennoch würde ich mich noch jetzt wol bedenken, wenn ich in dieser Art etwas unterschreiben sollte. Ich begreife, wie Du anstehst, selbst, da Du, als orientalischer Professor, als privilegirter Mahomedaner oder Bramine nur stillschweigend anerkennen, nicht thätig mitfördern sollst. Darum holte ich mir, um die Sache gründlich zu betrachten, einen Folioband von der Bibliothek Burnet historia reformationis Anglicanae und las darin die fraglichen 39 Artikel; und jetzt versichere ich Dir, daß ich

sie in Deiner Stelle unbedingt unterschreiben würde, nach dem Sinn, den allein solche Unterschrift haben kann. Ich finde die 39 Artikel milder und weniger schroff als unsere augsburgische Confession, die man doch in manchen deutschen Verhältnissen z. B. in den Reichsstädten unterzeichnen muß. Die lutherische Consubstantiation findet sich in den 39 Artikeln nicht. Der König wird de jure als Bischoff anerkannt, was er bei uns de facto ist. Manche krasse Vorstellungen, die eigentlich längst geistig todt sind, wie die Auferstehung des Fleisches, sind den 39 Artikeln mit allen Symbolen, schon mit dem apostolischen symbolum gemeinsam. Wäre ich in England, so würde ich mich zur Kirche des Staates halten, da ich sie mir im Ganzen würde aneignen können. Warum sollte ich daher diese Anerkennung nicht durch die Unterschrift aussprechen? Das Rituale der engl. Kirche hat eine erschütternde Sprache der Demuth, — mag aber wol durch die todte Wiederholung zum Formwerk werden. Dies Ritual in Oxford täglich zweimal als Professor mitzumachen, muß freilich lästig seyn, und das wäre mein einzigster Anstoß. Das ist, lieber Rosen, mein englisches Glaubensbekenntniß, das mein theologisches Studium. Wenn der vorliegende Fall sich zu einem Rathe oder einer Bitte eignete, so würde ich Dich dringend auffordern, Deinen Lebensweg Dir nicht durch die 39 Artikel verbauen zu lassen. Du solltest Dich ja melden, wenn Du keine anderen Bedenken hast. Dein Schiff wäre gewiß fürs Erste im Hafen. Es wären gewiß auch die wissenschaftlichen Vortheile in Oxford sehr groß."

Berlin den 11. December 1836.

„Nimm, lieber Rosen, das beifolgende Büchelchen freundlich auf.[1]) Es ist in den letzten Ferien entstanden, da ich am eigenen Heerde verweilend einmal zu einer kleinen literarischen Arbeit Zeit fand. Wenn das Semester mit seinen Collegien fortläuft, komme ich zu nichts Eigenem. Ich bin des ganzen Umfanges und des ganzen Stoffes noch nicht so Herr, daß ich noch neben neuen Vorlesungen etwas ausarbeiten könnte. Diese kleine Schrift macht keine große theoretische Ansprüche: sie wünscht besonders praktisch zu nützen. Die Vorrede wird Dir, wenn Du freundlich hineinblickst, über die Absichten sprechen. Ich wünsche, daß Dir der Gedanke gefalle. Ich schrieb die Schrift besonders darum lateinisch, um den Gebrauch derselben auch außerhalb Deutschlands möglich zu machen. Es könnte vielleicht auch, wie ich mir dachte, durch ein solches Buch das Bedürfniß nach deutscher Philosophie angeregt werden. Die Schrift ist selbst neutral, enthält aber einige Hinweisungen. In der antiken Bildung, wie in dem gemeinsamen Elemente, begegnen sich die Nationen Europa's. Vielleicht hat es einen wohlthuenden Einfluß, wenn sie sich auch in dem, was aus der antiken Philosophie bleibende Bedeutung hat, verstehen lernen. Ich verhehle Dir daher meinen Wunsch nicht, daß man auch in England von der kleinen Schrift Notiz nehmen möge. Wenn Du dazu durch eine Anzeige auf dem einen oder dem andern Wege beitragen möchtest: so würde ich es Dir herzlich danken. Ich gehe mit meiner Bitte gerade heraus;

1) Elementa logices Aristotelicae.

es versteht sich aber von selbst, daß das, was ich bitte, nach Deiner Ansicht mit gutem Gewissen müßte geschehen können. — Eine Stube steht für Freunde, die vorlieb nehmen, immer bereit. Meine liebe Ferdinande bittet Dich mit mir, uns, sobald Du wieder nach Deutschland kommst, mit Deinem Besuch zu erfreuen. Es sind, lieber Rosen, schon 10 Jahre seit jener Zeit vergangen, da uns die täglichen Studien zu freundlicher Gemeinschaft zu Haus oder in der Universität zusammenführten. Es wäre wol schön, wenn wir das Alte in anderer Gestalt wieder anfrischen könnten. Seit 3 Jahren sahen wir uns nicht."

Die Hoffnung auf ein Wiedersehen ist nicht mehr in Erfüllung gegangen. Rosen starb im September 1837, tief betrauert von seinen Freunden und Fachgenossen daheim und in England. — —

Zu dem gemeinsamen Bekanntenkreis meines Vaters und Rosens in der Berliner Studentenzeit gehörten besonders Stieglitz, später Bibliothekar in Berlin und als Dichter bekannt geworden, ein Detmolder Landsmann von Rosen Hellwing, der später als Professor der Geschichte und Nationalökonomie Kollege meines Vaters an der Universität wurde, und Ferdinand Becker, der mit Rosen von ihrer Schulzeit in Göttingen her befreundet war und mit ihm zusammenwohnte. Die Bekanntschaft mit Becker, dem ältesten Sohne meines Offenbacher Großvaters, sollte für das spätere Leben meines Vaters von entscheidender glücklicher Bedeutung werden. Dazu kam eine Reihe von Holsteiner Landsleuten. Mit einigen jungen Philologen kam mein Vater Dienstag abends um 6 Uhr auf der Stube zusammen. Man las die Komödien des Aristophanes, besprach das Durchgenommene in lateinischer Sprache und blieb dann bei einer Tasse Tee noch einige Stunden in munterer Unterhaltung beisammen. Von dem Eutiner Schulfreund Rudolph Kindt, der Medizin studierte, ließ sich mein Vater etwas in die Physiologie einführen. Bei Rosen nahm er Privatunterricht im Sanskrit.

Anregenden Verkehr fand er im gastlichen Hause des Schriftstellers Franz Horn und seiner liebenswürdigen Frau, denen er von Dresden aus empfohlen war. Horn, der Verfasser „einer geistreichen Darstellung der Geschichte der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit seit Luther" und hervorragender Shakespearekenner, pflegte einen kleinen geschlossenen Kreis von Damen und Herren bei sich zu versammeln und ihnen Vorträge über das Wesen der Dichtkunst und über Shakespearesche Dramen zu halten. Mein Vater fühlte sich hier zunächst als Fremdling und bei den Besprechungen über das Gehörte etwas befangen. „Selbst die Damen, die er vorfand, schienen ihm so treffendes Urteil zu haben, daß er selbst das Beste, was ihm einfiel, auszusprechen sich scheute." Nach einiger Zeit wurde er heimischer in dem Kreise, benutzte aber nicht ungern irgendeine Gelegenheit, der sich etwas häufig wiederholenden freundlichen Einladung ausweichen zu können.

Den Sonntag nachmittag brachte er oft in dem Hause des Philologen Buttmann zu, das „an offener Gastfreundlichkeit und dem musikalischen Schwung, der in ihm waltete, dem lieben jahnschen Hause in

Kiel glich". Der alte Buttmann, mit dessen studierendem Sohne er gut bekannt war, „ein Mann von 61 Jahren, aber noch jugendlich frisch und launig, las mit ihnen den Homer, über den er besonders gearbeitet hatte, und die Professorin hatte eine herrliche, freundliche, still sorgende und schaffende Weiblichkeit und eine große Einfachheit des Wesens — und die Einfachheit ist doch die Wurzel alles Guten und Schönen".

Bei Boeckh hatte er Zutritt zu den Studentenabenden am Sonnabend. Einen Ball in seinem Hause wußte er weniger zu schätzen. „Seit zwei Jahren", schreibt er, „hatte ich nicht an Tanzen gedacht. Die Damen kannte ich nicht, doch hatte ich, obgleich ich gewöhnlich nahm, was übrig blieb, einen ziemlich guten Treffer." Das gezierte Wesen vieler Berliner jungen Leute behagte ihm nicht.

Verwandtschaftlichen Familienverkehr bot das Haus seiner Cousine Henriette Jahn, die sich mit einem Architekten Lange verheiratet hatte, und auch bei dem Astronomen Encke, der von Gotha nach Berlin berufen wurde, konnte er sich der nahen Beziehungen zu den Seinen und der Eutiner Heimat erfreuen.

Soweit der Geldbeutel erlaubte, besuchte mein Vater die Theater und sorgte für körperliche Erholung durch gelegentliches Turnen und Stoßfechten unter Leitung von Eiselen.

Am Schluß des ersten Berliner Semesters war er Opponent bei der Promotion eines Studienbekannten und disputierte mit ihm lateinisch über eine Stunde lang über das Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie. Der Doktorandus Rötscher war Hegelianer, und die Beiden hatten schon in Leipzig öfters in aller Freundschaft lebhaft mit einander gestritten. Unter den Zuhörern waren einige höhere Beamte aus dem Kultusministerium.

„Nach beendeter Disputation", erzählt mein Vater den Seinen, „wiederfuhr mir eine große Ehre, die ich aber leider Gottes in den Wind schlug. Der Geheime Staatsminister von Kamptz, besonders angestellt im Ministerium des Kultus — als Antidemagog nicht unbekannt[1]) — kam theilnehmend auf mich zu und überhäufte mich wie ein Hofmann mit Complimenten, auf die ich aber nichts als gehorsame Bücklinge erwidern mochte. Er erkundigte sich nach meiner Familie — ob ich mit dem Etatsrat in Kiel verwandt gewesen pp. Er nannte mich sogar seinen Landsmann — da mein Eltervater, wie er mir sagte, Generalsuperintendent in Neubrandenburg in Mecklenburg gewesen sei. Er nahm sogar in gnädiger Zustimmung meine Meinung gegen den jungen Doktor auf. Ich konnte damit umsomehr zufrieden sein, da ich doch eigentlich gegen eine Schule gekämpft hatte, die als eine Art Polizeiphilosophie — wenigstens eine solche, die sich ganz an das Bestehende anschließt — bei diesen hohen Leuten in allen Ehren steht. — Auf die Disputation folgte glänzender Doktorschmauß, bei Tisch spielte ein herrlicher Witz. Ich hatte nicht leicht einen interessanteren Tag.

1) v. Kamptz, geb. 1769, gest. 1849. 1817 Direktor im Polizeiministerium. 1822 I. Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium. Sein „Codex der Gensdarmerie" wurde mit den Schriften von Kotzebue bei dem Wartburgfest verbrannt.

Besonders war es hübsch, wie Boeckh u. Hegel voll Laune bei der Champagnerflasche gegen einander manövrirten."

Im September 1825 reiste mein Vater zu kurzem Besuch nach Dresden, wohin ihn „Natur, Kunst und Freundschaft zogen", und unternahm von hier aus eine Fußtour durch das Riesengebirge bis nach Breslau. Auf dem Wege nach Zittau besuchte er Herrnhut und die Brüdergemeinde.

„Der Eindruck, den Alles macht", so berichtet er nach Hause, „war fromm erhebend. Alles scheint friedlich zusammenzuklingen, weil Alle sich in dem Einen zu verstehen glauben, den sie innig, wenn auch nicht klar, zu ihrem Eins und Alles gemacht haben, in Jesus Christus. Als ich auf ihre Gottesacker ging und die stillen Grabesschläfer aus allen Enden Deutschlands, Europa's, ja selbst der neuen Welt hier versammelt fand, konnte ich mirs wol denken, wie man am Ende des Lebens in Herrnhut die letzte Ruhe suchen und finden kann, wenn man in der religiösen Richtung übereinstimmt und ihr Alles gerne hingiebt. — Wie in den Schlafsälen des Bruder- und Schwesterhauses die Betten prunklos an einander gereiht waren, so hier die Gräber, wie auf Gartenbeeten. — Der Anblick war so ruhig stille, als sähe man es denen, die hier ihre letzte Stätte gefunden hatten, selbst an, daß sie voll Zuversicht eingezogen wären. — — Die Herrnhuter sind ein in sich gekehrtes Völkchen, das still, gewerbfleißig, sinnig in seinem Kreise fortlebt. Uns wäre manches von der innigen Tiefe und dem gemeinsamen Leben zu wünschen, ohne daß wir deswegen von dem wirklich Schönen auch die Uebertreibung und die Carrikatur aufzunehmen brauchten, ohne daß wir deswegen uns einem mystischen trüben Bilderspiele Preis zu geben hätten. Zu der übertriebenen an die Carrikatur streifenden Seite möchte ich eine Einrichtung rechnen, die mich gewaltig abstieß. Ich hörte nämlich, daß aus der Gemeinde eine Anzahl der frommsten und tüchtigsten Mitglieder gewählt werden zu einem förmlichen Betercollegium, dem es obliegt, Jesu und Gott die allgemeinen Angelegenheiten der Gemeinde bei bestimmten Gelegenheiten in gemeinschaftlichem Gebet vorzutragen."

Nach vier Wochen stand mein Vater wieder „am eigenen Pult, das Goldes wert ist wie ein eigener Heerd" und vertiefte sich in seinen Plato und Aristoteles.

Wie bei jedem Jahreswechsel schrieb er zu Neujahr 1826 an die Seinen einen Brief mit ernsten Selbstbetrachtungen: „Es ist des Jahres letzter Tag. Ehe das liebe Jahr scheidet, will ich Euch noch einmal begrüßen, Euch, die Ihr daheim seid und heute wol meiner gedenket. Die scheidende Zeit hat einen eigenen Ernst — den Ernst eines milden Herbsttages, wo der Fuß durch rauschende Blätter wandelt, die noch vor wenigen Monaten lebensgrün die Bäume bekleideten. Könnten wir alle auch Gott danken wie am Herbsttage, wenn die Saat reichlich wieder eingeerndtet ist! — Es ist ein Rechnungstag — und die strenge Rechnung fällt selten aus, wie sie sollte. Ich danke dem Jahr und in ihm dem, der über alle Jahre ist, daß er mir viel gab. Könnte ein Jahr auch einst nur mir danken, das ich ihm etwas gab!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Februar wurde ihm auf Empfehlung von Boeckh eine Stelle als Lehrer in der Erziehungsanstalt von Kauer in Charlottenburg angeboten, in die er gleich eintreten sollte. Da mein Vater aber nach der langen Trennung von den Seinen einige Sommermonate in Eutin zu verleben wünschte, lehnte er das Anerbieten vorläufig ab. Dagegen übernahm er im April in Vertretung eines Eutiner Bekannten, Dörfer, für kürzere Zeit eine Hauslehrerstelle bei dem Präsidenten v. Meusebach, die ihm freie Zeit zum eigenen Studium ließ, da er nur die Schularbeiten der beiden Söhne im Alter von 14 und 12 Jahren zu überwachen hatte.

Der Freiherr v. Meusebach, Präsident des Rheinischen Kassationshofes in Berlin, war ein Kenner der älteren deutschen Literatur und eifriger Sammler alter Drucke besonders von Luthers und Fischarts Werken, seine reiche Bibliothek wurde nach seinem Tode 1847 von der Regierung für die Berliner Königliche Bibliothek angekauft. Mit den Brüdern Grimm stand er in regem wissenschaftlichen Briefwechsel, der 1880 im Druck erschienen ist. Fontane erwähnt in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg die anmutig an der Havel gelegene Besitzung des Herrn v. Meusebach in Baumgartenbrück und sein Grab in Alt-Geltow und schildert nach Hoffmann v. Fallerslebens Bericht den freundlichen und gastlichen Empfang, den dieser bei dem Gelehrten und seiner Frau fand, als er sich als Unbekannter bei ihm mit der Bitte meldete, seine Bibliothek einsehen zu dürfen. Auch meinem Vater hatte gleich bei seinem ersten Besuch „der bürgerlich freundliche Ton des Hauses sowie die Zutrauen einflößende Art des Herrn wie der Frau v. Meusebach sehr gefallen", und aus der kurzen Hauslehrerzeit entwickelte sich ein bleibendes Freundschaftsverhältnis.

Schon längere Zeit hatte mein Vater in der Stille an seiner Doktordissertation gearbeitet und sich mit Hilfe einiger Privatstunden und eines Stipendiums des philologischen Seminars so viel gespart, daß er die Kosten der Promotion selbst aufbringen konnte. Den Vater wollte er zu seinem Geburtstag am 17. März mit der Zusendung des Diploms überraschen. Leider konnte die Promotion wegen Verzögerung des Druckes der Dissertation aber erst am 10. Mai stattfinden. Die Schrift Platonis de ideis et numeris doctrina, in der in einer bisher nicht geübten Weise der Aristoteles zur Kenntnis und zum Verständnis der Philosophie des Plato benutzt wurde, fand die allgemeine Anerkennung der Fakultät, auch von Hegel, dessen Kritik mein Vater wegen seiner der Hegelschen Schule gegenüber nicht verborgen gehaltenen Gegnerschaft etwas gefürchtet hatte. Der Dekan Tölken erbot sich sogar, durch eine Empfehlung an einen Verleger den kostenlosen Druck der Dissertation zu ermöglichen. Mein Vater widmete die Erstlingsschrift seinem alten Lehrer König in Eutin.

Opponenten bei der Promotion, der die Geheimräte aus dem Kultusministerium Süvern und Johannes Schulze beiwohnten, waren meines Vaters Freunde Rosen, Ilgen, Sohn des Rektors von Schulpforta, und Stieglitz. Nach beendeter Feier in der Aula brachten die vier Freunde einen vergnügten Nachmittag und Abend miteinander in Charlottenburg zu. —

Mit dem „lieben Studentenleben" war es nun zu Ende, und es galt für die nächste Zukunft ein geeignetes Arbeitsfeld und einen Lebensweg zu suchen, der von den Zielen, die sich mein Vater gesteckt hatte, nicht zu sehr abseits führte. Der Postkommissair hatte den Wunsch, seinen Sohn möglichst bald in einem sicheren Amt zu wissen, am liebsten an der Schule in Eutin oder in Lübeck, wo sich auch die Gelegenheit geboten hätte. Dieser hatte ihm aber schon am 1. September des vorhergehenden Jahres die Gründe auseinandergesetzt, weshalb er eine solche Bindung an ein festes Amt und an die Heimatsstadt nicht wünsche. Bei den beschränkten literarischen Mitteln in Eutin würde ihm seine weitere wissenschaftliche Fortbildung sehr erschwert sein, er habe „so manche sprechende Beispiele vor Augen, wie Schulmänner in kleinen Städten, selbst bei innerer Kraft einrosteten", sein Wunsch sei, noch einige Jahre hindurch freizubleiben, um sich „nach dem akademischen Leben sammeln und für ein höheres Amt tauglich machen" zu können. Als solches schwebte ihm schon länger das Lehramt eines Professors der Philosophie vor. Am 13. Oktober 1824 sagt das Tagebuch, bei dem Aufenthalt in Jena habe Professor Reinhold den alten Gedanken in ihm neu angefacht, und dem Vater gegenüber begründete er die Erwerbung des Doktortitels damit, daß er sich dadurch die Möglichkeit eines akademischen Lehramtes schaffe.

Dem jungen Doktor bot nun der Geheimrat Schulze, der, wie erwähnt, der Promotion beigewohnt hatte, eine Hauslehrerstelle bei dem Generalpostmeister v. Nagler, dem Schwager des Kultusministers v. Altenstein, an, er sollte den zwölfjährigen einzigen Sohn des Herrn v. Nagler unterrichten, bis dieser in die obersten Klassen eines Gymnasiums eintreten könnte. Für später wurde ihm eine Anstellung im preußischen Staatsdienst in Aussicht gestellt.

So standen meinem Vater für die nächste Zeit drei Wege offen, die Lehrerstellen bei Kauer, bei Herrn v. Meusebach und bei Herrn v. Nagler. Nach einigem Schwanken sagte er bei Herrn v. Nagler zu, ohne sich aber für längere Zeit fest zu binden, und erst für den Winter, da er den Plan, im Sommer mit den Eltern zusammen zu sein, nicht aufgeben wollte.

Über die Aussicht auf eine spätere Staatsanstellung schreibt er an die Eltern: „Der Geheimrat Schulze wußte es mir besonders beizubringen, daß der Herr v. Nagler ein Schwager des Herrn v. Altenstein sei, und daß für mein weiteres Fortkommen im Preußischen dadurch schon gesorgt sei. Es liegt wenig Gerechtigkeit in solcher hohen Begünstigung und wenig Freigefühl in dem Ansinnen, solche willkührliche Bevorrechtigung als ganz in aller Ordnung mit gehorsamem Danke anzuerkennen. Ich würde mich schämen, an irgend solche Benutzung je zu denken, wenn ich nicht hoffte, zu einer Stelle, die ich suchen würde, auch künftig tüchtig zu seyn."

Am 8. Juni 1826 fuhr mein Vater mit der Schnellpost, die auf dem noch vorhandenen Fahrschein als Hof-Küchenpost bezeichnet ist (Fahrpreis 14 Thlr. 22 Silbergroschen), nach Hamburg und wanderte von dort heimwärts. In Kiel feierte er am 30. Juni im Jahnschen Hause die Verlobung der Tochter Julie mit Dr. Eduard Michaelis, dem späteren Professor

der Geburtshilfe in Kiel, dem Vater des Straßburger Archäologen, meines lieben Schwagers Adolf Michaelis. In Eutin ordnete er seinem Vater das gesamte Postarchiv, eine mühsame und zeitraubende Arbeit.

In drei Tagen und drei Nächten reiste er dann nach Berlin zurück, „die fahrende Arche Noah" mit ihren sechs Insassen „war oft in Gefahr umzuwerfen", fuhr aber am 4. November glücklich durch das Oranienburger Tor in Berlin ein. In der Stadt hatte sich inzwischen einiges verändert. „Das Denkmal des Fürsten Blücher ist errichtet worden, und die Linden und ihre Verlängerung sind Abends von den Flammen des Gaslichts hell, die wie Tulpen in ihren Leuchtern herausflackern."

Den 17. November trat der junge Hauslehrer in seine Stellung bei Herrn v. Nagler ein, in der er sieben Jahre lang verblieb, länger als ursprünglich geplant war.

Karl Ferdinand v. Nagler stammte aus Ansbach (geb. 1770). Als dieses von Preußen an Bayern abgetreten wurde, blieb er in preußischen Diensten und war bei den damaligen Austauschverhandlungen tätig. 1810 unter dem Staatskanzler v. Hardenberg pensioniert, lebte er in Berlin als Privatmann seinen kunstgeschichtlichen Interessen. Eine von ihm angelegte Sammlung von etwa 20000 Kupferstichen wurde später vom Staat angekauft und wurde der Grundstock des Kupferstichkabinetts im Neuen Museum. 1821 trat er wieder in den Staatsdienst, er wurde zum Chef des Postwesens und 1823 zum Generalpostmeister ernannt und erwarb sich durch die Einführung der Schnellposten und die Verbesserung des ganzen Postwesens große Verdienste. In den Adelsstand erhoben, wurde er dann 1824 zugleich preußischer bevollmächtigter Minister beim Bundestage in Frankfurt a. M.

In erster Ehe war er mit einer Schwester des Ministers v. Altenstein verheiratet gewesen. Seine zweite Frau war die Tochter des Kriegsrats Herff, eines sehr wohlhabenden Mannes. Der junge Karl v. Nagler, das einzige Kind seiner Eltern, war etwas über 12 Jahre alt, als er meines Vaters Schüler wurde. Zum weiteren Familienkreise gehörte die Schwester der Frau v. Nagler, welche mit einem Grafen Fernemont verheiratet gewesen und von diesem geschieden war, mit ihrer Tochter Augustine. Letztere war mit ihrem Vetter Karl zusammen aufgewachsen und erzogen, war aber einige Jahre älter, so daß ihre Wege jetzt mehr und mehr auseinandergingen.

Die Doppelstellung des Herrn v. Nagler brachte es mit sich, daß die Familie einen großen Teil des Jahres, vornehmlich den Sommer, in Frankfurt oder in dem nahe gelegenen Schlangenbad zubrachte. Die Amtswohnung des Herrn v. Nagler in Berlin befand sich in dem großen Postgebäude an der Ecke der Spandauer Straße und Königsstraße, in Frankfurt in der Eschenheimer Gasse.

Die Reisen zwischen Berlin und Frankfurt hin und her machte mein Vater bisweilen zusammen mit der Familie, häufiger aber allein, und benutzte dann verschiedene Wege, um neue Städte wie Bamberg, Nürnberg,

Kassel kennenzulernen oder um Bekannte und Freunde, wie in Leipzig und Jena, wiederzusehen. Die Postfahrt von Berlin nach Frankfurt hatte, wenn ohne Unterbrechung zurückgelegt — abgesehen von kurzem Aufenthalt für die Mahlzeiten — einige Jahre zuvor noch fünf Tage und fünf Nächte in Anspruch genommen. Nach der Einrichtung der Schnellpost und der Verbesserung der Poststraßen durch Herrn v. Nagler war die Zeit auf drei Tage und drei Nächte reduziert worden. Im Winter benutzte die Herrschaft eine zum Teil mit Pelzstreifen ausgefütterte Kutsche, meist wurde die Reise in Etappen mit eingeschobenen Nachtquartieren gemacht.

Den Unterricht des jungen Nagler hatte mein Vater mit Ausnahme einiger Nebenstunden, wie Schönschreiben und Zeichnen, Englisch und Klavierspielen, allein zu übernehmen. Die Eltern waren durch die amtlichen und geselligen Verpflichtungen dauernd sehr in Anspruch genommen, und so lag die ganze Erziehung des Knaben im wesentlichen in seiner Hand. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er sich der Aufgabe widmete, ist aus den Aufzeichnungen in dem Tagebuch ersichtlich, in denen er sich über einzelne pädagogische Maßnahmen und ihre Wirkung Rechenschaft ablegt. Erschwert wurde ihm seine Aufgabe durch die ängstliche Fernhaltung des Zöglings von anderen Knaben, durch den aristokratisch-vornehmen Zuschnitt des Lebens im Hause und die übertriebene Sorge der Mutter um die Gesundheit und auch um die äußere Erscheinung des Jungen. Damit das hübsche Gesicht nicht durch Sommersprossen entstellt werde, sollte das Botanisieren, zu dem der Lehrer mit seinem Zögling früh um 5 Uhr auszog, an sonnigen Tagen nicht länger als bis um 8 Uhr ausgedehnt werden. Den Konfirmationsunterricht erhielt der Knabe ganz allein, und zwar von dem Prediger der französischen Gemeinde Appia in französischer Sprache, auch bei der Einsegnung war er allein.

Bei der Verschiedenheit der pädagogischen Anschauungen konnten Auseinandersetzungen mit den Eltern nicht vermieden werden, sie führten aber niemals zu ernstlichen Verstimmungen. Mehr und mehr gelang es meinem Vater, sich uneingeschränktes Vertrauen zu erwerben.

Für später war der Eintritt in die oberen Klassen eines Gymnasiums in Aussicht genommen, und diesen Plan, auf den der junge v. Nagler allerdings einzugehen keine Neigung hatte, unterstützte mein Vater nach Kräften. Im Frühling 1831 wurde der Zögling bei dem Werderschen Gymnasium in Berlin angemeldet und nach abgelegter Prüfung in die Unterprima aufgenommen. Aber nun machte die herannahende Cholera, die damals zum erstenmal verheerend über Europa hinzog, einen Strich durch die Rechnung. Herrn v. Nagler wurde es zu schwer, den Sohn in dem besonders gefährdeten Berlin zu lassen, während er selber in Frankfurt weilte, er ließ ihn wieder aus dem Gymnasium austreten und nach Frankfurt kommen. Er hatte sogar daran gedacht, ihn in die, wie es schien, weniger bedrohte Schweiz zu schicken.

Der Geheimrat Schulze hatte meinem Vater inzwischen, dem früheren Versprechen einer Anstellung im Staatsdienst gemäß, eine Stelle an dem neuerrichteten Lehrerseminar in Berlin angeboten und wünschte ihn daneben

mit Arbeiten für das Ministerium zu beschäftigen. Die Hauslehrerstelle mit ihren 34—36 Unterrichtsstunden in der Woche in allen Fächern und mit den bei dem fortschreitenden Lehrpensum immer zeitraubenderen Vorbereitungen ließ für Privatstudien wenig freie Zeit übrig, der lateinische Kommentar zu der Schrift des Aristoteles de anima harrte der Fertigstellung, und mein Vater hatte sich daher auf die bevorstehende Lösung des Verhältnisses zum Naglerschen Hause gefreut. Aber die einmal übernommene Aufgabe nun im Stich zu lassen, wäre ihm als Treulosigkeit erschienen, und, wenn auch mit schwerem Herzen, willigte er ein, sie noch zwei Jahre lang fortzuführen.

Für das Abiturientenexamen des jungen v. Nagler wurde Bonn in Aussicht genommen. Dorthin begab sich mein Vater mit seinem Zögling zu Beginn des Jahres 1833. Auf den Wunsch des Herrn v. Nagler sollte dieser noch einige Privatissima bei den dortigen Professoren hören. Mein Vater benutzte den Aufenthalt für sich zum Besuch einer Vorlesung über Chemie. Am 9. März fand das Examen statt, das der junge v. Nagler mit Auszeichnung (Nr. 1) absolvierte.

So war mein Vater nach fast sieben Jahren endlich wieder ein freier Mann geworden. Er fuhr für einige Tage nach Frankfurt zurück und dann zu kurzem Aufenthalt nach Paris, um in der Manuskriptensammlung der dortigen Bibliothek für seinen Kommentar zu arbeiten.

Hier wurde er durch ein sehr freundliches Schreiben des Herrn v. Nagler erfreut, in dem dieser ihm in herzlichster Weise seiner bleibenden Dankbarkeit versicherte, und von dem Minister v. Altenstein erhielt er das Dekret seiner Bestallung als außerordentlicher Professor an der Berliner Universität zugesandt. In dem begleitenden Schreiben stellte der Minister ihm neben der Professur „eine Beschäftigung in den Bureaux des Ministeriums in Aussicht, wodurch er die beste Gelegenheit haben würde, sich zu der Stelle eines Schulrathes, wenn er eine solche wünschen sollte, vorzubereiten". —

Es war nicht der übliche Weg, auf dem mein Vater in die außerordentliche Professur gekommen ist. Aber unzweifelhaft ist wohl, daß er dieses Ziel ebenso sicher und wahrscheinlich schneller erreicht haben würde, wenn es ihm seine Mittel erlaubt hätten, sich bald nach der Promotion in Berlin oder an einer anderen Universität als Privatdozent zu habilitieren. Durch seine Erstlingsschrift, die über das gewöhnliche Maß der Dissertationen weit hinausging, war er in der Berliner Fakultät und in den Kreisen der Gelehrten so gut empfohlen, daß der Habilitation kaum etwas hätte im Wege stehen können. Das etwas eigenmächtige Verfahren des Ministers, das bei den persönlichen Beziehungen leicht zu mißgünstigen Deutungen führen konnte, hat man bei der Universität meinen Vater augenscheinlich nicht entgelten lassen. Nachdem die wichtigsten Antrittsbesuche in Berlin erledigt waren, schrieb er den Seinen: „Mit der Aufnahme — namentlich von Seiten der mir früher bekannten Professoren — bin ich sehr zufrieden," und Bonitz sagt in seiner Gedächtnisrede (s. u.): „Die Ernennung zur außerordentlichen Professur, ausnahmsweise ohne die Initiative der Fakultät er-

folgt, auf welche die Universität einen wohlbegründeten Werth legt, konnte eine Verstimmung hervorrufen; wenn je eine solche Wolke sich bildete, so wurde sie durch Trendelenburgs Wirksamkeit sofort aufgelöst."

Aus Briefen aus dem Naglerschen Haus.

Berlin, den 17. November 1826.

„Ich bin in ein liebes Haus gekommen. Freilich wohnt in demselben nicht die freisinnige gemütliche Laune, die Herr v. Meusebach seiner Umgebung mitzutheilen suchte. Das kann schon deswegen nicht seyn, weil Herr v. Nagler durch den ungeheueren Andrang seiner Geschäfte zu sehr nach außen hingetrieben wird, so daß ihm keine Muße bleibt, sich im häuslichen Kreise ruhig zu sammeln. Aber der Herr v. Nagler ist ein Mann voll Umsicht u. rascher Gewandheit, voll Kenntniß u. Tiefblick in die Verhältnisse, geistvoll, wenn gleich oft schneidend im Urtheil, ohne Ansprüche im täglichen Umgang, freundlich mittheilend, redliche Bestrebungen anerkennend, wissenschaftliche Forschungen würdigend. Ich habe das größte Zutrauen zu ihm. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit hat er mir volle Erlaubniß über seine seltene Bücher- u. Kupferstichsammlung gegeben. — — — Die Frau v. Nagler ist eine Frau, zu der ich mich sehr hingezogen fühle. Im Äußeren trägt sie eine gewisse Ruhe, die imponirt. Innige Herzensgüte spricht aus ihr, und man sieht Bildung und Urtheil und lebendige Theilnahme an Kunst u. auch Wissenschaftlichem durchschimmern. Sie ist ganz Mutter, geht auf in Liebe zu ihrem Sohn, ihrem einzigen Kinde. Da ists wohl natürlich, wenn sich kleine Schwächen in dieser Rücksicht einfinden. — — Karl ist ein bildschöner, grundguter, heller Knabe. — Er hat fast nie mit Knaben verkehrt, ist einsam aufgewachsen, hat nur die Sonne eingesogen, nie den Wind sausen gehört. Die Eltern haben ihn mit Fleiß von anderen Knaben entfernt, um seine reine, schöne, kindliche Seele so zu erhalten u. er hat auch kein Verlangen mehr nach solchem Umgang. Aber wird die Seele dadurch stark? Lernt er, Ansprüche anderer, die ihm als gleich Berechtigte auf gleicher Stufe entgegenkommen, anerkennen und erfüllen? Ich habe schon meine Zweifel gegen ein solches System der Isolirung geäußert. — Nun ist der kleine Mann hier ein kleiner Mittelpunkt eines gewissen häuslichen Kreises, und diensteifrig bewegt sich Vieles um ihn. Das gibt ein frühes Selbstgefühl, das mit der Zeit ein selbstisches werden könnte. — — Ich lehre ihm das bürgerliche Gehen, und die Kutsche wird ausgeschlagen, wenn sie uns angeboten wird für unsere Gänge wie z. B. nach der Eisengießerei. — — Ich darf hoffen, daß die gerade Einfachheit, die ich mir zum Grundsatz im Benehmen gegen ihn gemacht habe, nicht ohne Rückwirkung auf ihn bleibt. — Wir stecken unsern täglichen Spaziergängen gewöhnlich irgend ein Ziel, um etwas Merkwürdiges zu besehen. Ich führe ihn gern zu den großartigen Denkmälern und Erinnerungen, um Gelegenheit zu haben, seine Seele durch das Höhere zu wecken."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Den 18. December 1826.

„Ich habe jetzt glücklich eingerichtet, daß Karl bei Eiselen Turnstunde hat, damit er sich körperlich mehr auslebt. — — Ich suche ihn vor allen Dingen auf eine tiefere Schätzung aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft hinzuführen. Dazu benutze ich zugleich das Besuchen der Werkstätten und Fabriken, das auch seine ganze Lebensansicht mehr praktisch machen soll und über den eigenen engen Kreis hinaus erweitern."

Frankfurt a. M. den 4. September 1827.

„Der Karl ist seit dem 30. August mit seinem Vater verreist — vielleicht auf 3 Wochen. Der Herr v. Nagler nimmt die Posteinrichtungen in der Rheinprovinz in Augenschein. — In manchen Sachen kann Karl unter niemandes Anleitung besser sehen als unter der seines Vaters. Das Wichtigste ist aber gewiß, daß er, der noch nie einen Tag von seiner Mutter entfernt war, auf diese Weise sich gewöhnt, einmal ohne dieselbe zu seyn (und umgekehrt). Es ist ein schwerer Tag, sich auf diese Weise gleichsam geistig von der Brust der Mutter zu entwöhnen, nicht jedem gleich schwer, aber für den Karl doppelt schwer und doppelt nothwendig."

Frankfurt den 19. März 1827.

„Der Ball, dessen ich im letzten Brief erwähnte, war prachtvoll. Glänzend ein diplomatisches Mittagsmahl am Dienstag. Ich sah in der That noch nicht einen solchen geschmackvollen, gewählten Glanz, wie er sich in den Vasen und dem sonstigen Aufsatz des Tisches kund that. Die Betrachtung darüber gehörte zum Theil zu meiner Unterhaltung. Denn ein allgemeines Gespräch ward nicht laut. Die meisten pflegten sich an Braten und Wein. — Alle Mittwoch Abend ist offenes Haus. Am letzten waren gegen 70 Personen gekommen. — — Zu Mittag war hier der sächsische Bundestagsgesandte v. Beust und der französische reformirte Prediger Appia, bei dem die junge Gräfin Fernemont confirmirt ist. Ich hörte ihn gestern predigen, und seine Einfachheit war größer als ich erwartet hatte, da ich sonst wol den französischen Pathos kannte. So gut ich mich in der französischen Sprache erbauen konnte (todt in sich selbst für mich scheint sie mir immer alles Höhere und Tiefere in die Sprache der glatten Gewandheit hinabzuziehen), erbaute ich mich wirklich. Die lebendige Muttersprache geht tiefer ins Leben. Ich predige nicht geradezu gegen das Französiren, dem besonders sich die Frau Gräfinn v. F. zuneigt. Aber ich untergrabe das Vorurtheil, wo ich es kann, und suche nebenher zu zeigen, daß man gewöhnlich nicht weiß, was man am Deutschen hat. Bei dem Karl ist mirs schon gelungen, ihm ein tieferes Bewußtseyn des Deutschen aufzuschließen. Vielleicht gelingt mirs auch noch etwas bei den Damen, da ich ersucht bin, der jungen Gräfinn einige deutsche Stunden zu geben."

Frankfurt a. M. den 6. Februar 1828.

„Diesen Abend wurde hier wieder das Haus geöffnet. Die schönen Zimmer wogten von schöner Welt, und ich fand glücklicher Weise in der Ecke noch einen Legationsrath, der mit mir über das alte Testament und

jüdische Geheimlehre philosophirte. Am 18. Februar soll der große Winterball gegeben werden. Da brennen Pechfackeln vor unserm Schloß, außer dem großen weiten Saal sind 6 geräumige Zimmer stattlich geschmückt, hell erleuchtet. 180 Einladungen theils an Familien theils an Einzelne (zusammen gegen 350 Personen) sind schon ausgefertigt. Das ist die glänzende Außenseite des Lebens, der für mich die Neuheit genommen ist, die mir aber dadurch etwas lieber wird, daß ich hier und da meinen Kreis der Bekanntschaft auf eine hübsche Weise erweitere. Diesen Abend sprach ich mit dem Syndikus Curtius aus Lübeck, den ich neulich aufgesucht hatte. Es ist ein gar einfacher lieber Mann. — — — Am letzten Sonntag war ich zum französischen Gesandten, dem Grafen Reinhardt zu Mittag eingeladen. Es kommen dort am Sonntag verschiedene Gelehrte, zu diesen ward denn auch ich gesellt. — Der Graf Reinhardt ist von Geburt ein Bürgerlicher, ich glaube aus dem Elsaß." —

Frankfurt a. M. den 22. Juni 1828.

„Dienstag vor 8 Tagen war hier im Hause eine große diplomatische Festlichkeit. Der Prinz Wilhelm nämlich, Bruder des Königs von Preußen, mit seiner Gemahlinn, einer geborenen Homburgischen Princessin und seinen Kindern, dann der Landgraf von Homburg und seine Gemahlin, Schwester des Königs von England, dann der Prinz von Homburg, Commandant von Luxemburg, und ein Prinz Solms waren hier zu einem Mittagsmahl. Da legte ich mich denn aufs Beobachten, die Princeß Wilhelm in ihrer edlen Haltung, in ihrer milden, feinen Weise, war für mich eine schöne Erscheinung. Bei solchen Gelegenheiten suche ich denn einmal einen Blick zu thun in die Physiognomie der höheren Kreise."

Frankfurt den 7. April 1829.

„Der Widerspruch der Stände ist uns nur durch die Gewohnheit eine erträgliche Erscheinung. Was giebt dem einen vor dem andern dieses Vorrecht eines verzogenen Sonntagskindes? — Gebe Gott, daß wir es nie vergessen und im Genusse unsere Hand stets bereit haben, den Widerspruch in unserm Kreise nach Kräften auszugleichen. Wie oft denke ich daran, wenn ich in der übermüthigen Fülle des Überflusses mit fortgerissen werde, wie oft denke ich aber auch daran, daß ich mich selbst nicht verwöhne, dem doch die Gemächlichkeit für die künftigen Jahre noch nicht festgestellt ist. —

Heute war ich zu Mittag bei unserm Oldenburger Gesandten, dem Herrn von Both, ich Schulmeister unter den vornehmen Diplomaten. Im Ganzen sind die Herrn Gesandten recht artig gegen mich. In den Gesellschaften ist gewöhnlich ein Legationsrath von Meier, ein Frankfurter, bei der Mecklenburger Gesandschaft angestellt, mein Unzertrennlicher. Es ist der Übersetzer mehrerer englischer Werke z. B. von Irwings Columbus und er hat viele allgemeine wissenschaftliche Theilnahme. Ich hielt mich an ihn auch heute nach Tisch. Der regierende König von Baiern gab seine Gedichte heraus. Eine eigene Erscheinung, nicht ohne Gemüth, auch oft nicht ohne Bild und Gedanken, aber meistens in unbeholfener Form des Verses. Seine Epigramme sind meistens stumpf. Aber eins setze ich Dir her, weil

es wahr ist. Jede Zusammenkunft der großen Welt belegt es, aber niemand spricht es kahl aus.

Die gute Gesellschaft.

Was bleibt dir nach dem Schlafen, Ankleiden und Essen und Spielen?
So viel Zeit allein um zu parliren davon.

König Ludwig von Baiern.

Die Gedichte machen viel Aufsehen — versteht sich besonders der Person wegen. In einem Gedichte beklagt er das Loos der einsamen liebeleeren Nonne, in einem anderen das Loos des abgeschiedenen Mönches ohne Liebe — und doch richtet er eben jetzt wieder Klöster ein: Das ist der Poet, das der Politiker!"

Unter den vielen interessanten Persönlichkeiten, die mein Vater im Naglerschen Hause kennen lernte, ist besonders Alexander v. Humboldt zu nennen, der im Mai 1832 auf der Reise von Paris nach Berlin in Frankfurt Herrn v. Naglers Gast war.

„Am Morgen", schreibt er, „begleitete ich ihn ins zoologische Museum. Es ist ein gigantischer Geist, der die zerstreuten Enden der Wissenschaften wie in Einem Knoten verknüpft. Mit dem Glanze der französischen Darstellungsweise verbindet er die deutsche Gründlichkeit. Seine Mittheilungen sind so klar und tief, und sein Schatz ist so unerschöpflich, daß auch die größeren Männer vor dem Eindruck dieses Mannes schwiegen. Während des Essens führte er uns nach Chili und China, nach Mexiko und Kamschatka, in die Sonne und auf den Merkur. Alles mit einem leichten Faden gewandt umschlungen. Alles ist ihm lebendig und zu einer geistreichen Verknüpfung gegenwärtig. Die Anschauungen der verschiedenen Zonen mögen wie Schichten in seinem Gedächtniß liegen." — —

Nach seiner ersten Ankunft in Frankfurt suchte Trendelenburg seinen künftigen Schwiegervater Dr. Becker in Offenbach auf, um ihm Grüße von seinem ältesten Sohne in Berlin zu überbringen. Karl Ferdinand Becker, ein vielseitig gebildeter Mann von hervorragender Geisteskraft, eigentlich Arzt von Beruf, hatte in seinem Hause seit einiger Zeit immer einige Schotten und Engländer als Zöglinge bei sich. Durch das Unterrichten angeregt, hatte er sich dem Studium der deutschen Sprache und der Grammatik zugewandt, und durch die gemeinsamen wissenschaftlichen und philosophischen Interessen fühlten die beiden Männer sich in gegenseitiger Wertschätzung bald eng verbunden. Eines von Beckers Hauptwerken, die „Deutsche Grammatik" entstand unter meines Vaters tätiger Anteilnahme.

Und in dem gastlichen am Ufer des Mains auf dem „Linsenberg" schön gelegenen Hause fand er in dem jugendlich heiteren Kreise der Töchter und Söhne und in vertrautem Gespräch mit der Mutter Amalie Becker, einer begeisterten Verehrerin von Jean Paul, das, was ihm in der steifen diplomatischen Geselligkeit fehlte, erfrischende Wärme für Herz und Gemüt. Oft wanderte er am Sonntag Nachmittags hinüber nach Offenbach oder traf sich mit der Familie auf halbem Wege im Walde. Den Eltern

Becker wurde er bei finanziellen Schwierigkeiten, wie sie bei der Eigenart des Hauswesens und der Persönlichkeiten nicht ausbleiben konnten, ein treuer Berater.

„Beckers in Offenbach", schreibt mein Vater an Marianne am 3. December 1830, „bleiben mein liebster Umgang. Es ist wirklich eine Familie nach dem Herzen Gottes, denn Gemüth und Geist mischen sich dort zu einem schönen Einklang. Da sie meinen Geburtstag erfuhren, luden sie mich ein. Ich hatte es schon abgelehnt, aber die Einladung wurde sehr herzlich und einfach wiederholt. Da war mir denn ein Geburtstagskuchen gebacken, und es wurde eine Bole Punsch gemacht. Es war seit neun Jahren die erste frohe Geburtstagsfeier."

Von dem Abschied von dem Offenbacher Hause, als der letzte Aufenthalt mit Naglers in Frankfurt sein Ende gefunden hatte, heißt es in einem Brief an die Seinen vom Neujahrstage 1833:

„Ich bestimmte den letzten Tag des treuen alten Jahres, um noch einmal — vielleicht auf lange — nach alter Weise bei Beckers zu sein. Ich ging gestern zu Mittag hin u. schon halb u. halb in dem Gedanken, den Abend mit auf einen Ball zu gehen. Am 2ten Feiertag hatte ich eine halbe Einladung zu dem Herrn D'orville in Offenbach, der einen Ball gab, benutzte sie aber nicht. Früher hatten Beckers mich oft eingeladen, und nie hatte ichs benutzt. Dies Mal war es eine frohe Entschädigung. Eine geschlossene Gesellschaft — von 80 Personen — feierte neben dem Neujahr die silberne Hochzeit eines würdigen Kaufmanns Herrn Kugler. — — Als es 12 schlug, ging bei Tische allen das Herz über. Die ganze Gesellschaft ging bunt durch einander und herzte und küßte sich. Der Hofrath Meier sagte dabei treffend, es geht hier zu wie im Himmel. Ich saß zwischen meinem Dr. Becker und Sophie Becker, und die Gesundheit der Eutiner wurde mir von meinen Nachbaren zwei mal in Champagner zugetrunken. Es wurde nach Tisch der Tanz desto fröhlicher erneuert. Die sogenannten 3 Könige aus dem Morgenlande bildeten mit ihren Wahrsagerurnen ein hübsches Intermezzo. Ich habe nicht geglaubt, daß ich auch außer Eutin so fröhlich tanzen könne. Mein treuer Dr. Becker gab mir ein gutes Beispiel. Noch um 3 Uhr war ich im Kottillon, um 4 Uhr kaum zu Bette, um 7 Uhr stand ich auf und ging stille aus dem mir so lieb gewordenen Beckerschen Hause. Um halb 9 Uhr war ich wieder in Frankfurt, zog mich um, ging in die französische Kirche und machte Besuche. Der übrige Tag verging im Packen."

Und am 3. Februar schreibt mein Vater an die Schwester Julie: „Ich habe bei Beckers schöne Tage verlebt und mit dem Hause Freude und Leid getheilt. Es sind seltene Leute. Wofür man sorgt, das gewinnt man lieb. Ich habe in mancher Rücksicht freundlich in das Leben des Hauses eingegriffen. — Bisweilen sorge ich um das Haus, und manches hätte dort anders und schöner sein können. Aber der Mensch vermag nichts Alles mit seinem guten Willen und er muß dem Himmel vertrauen."

Im Jahre 1831 lernte mein Vater im Beckerschen Hause den Dr. Georg Helmsdörfer kennen, einen jungen Gelehrten, der in Frankfurt

Chinesisch und Persisch studierte, und traf seitdem häufig mit ihm dort zusammen. Über ihn schreibt Ferdinande Becker (vgl. das Mutterbuch S. 60):

„Der Vater (Becker) hat ihn sehr gern, aber im Gespräch mit dem Vater ist er bald zu Ende. Er ist ganz Poet und wendet sich mehr, als sonst in unserem Hause Sitte ist, an uns, liest uns ein kleines Gedicht vor, entweder seine Übersetzungen aus dem Persischen oder altdeutsche Lieder von Walter von der Vogelweide." — Und später: „Helmsdörfer wird uns immer lieber; er ist garnicht stolz und ehrgeizig; sein Leben und Denken ist die menschliche Seele. Durch seine reiche, warme Seele und durch seinen Blick, mit dem er das Innerste der Menschen durchschaut, bringt er auch das kleinste Fünkchen Seele derer, die mit ihm in Berührung kommen an's Licht — — wir waren gespannt, wie er und Trendelenburg sich zusammen finden würden. — Helmsdörfer war vom ersten Blick ganz für Trendelenburg eingenommen. — —"

Mein Vater zog sich bald zurück. Nicht nur wegen ausgeprägter Gegensätze in den Naturen des Nord- und Süddeutschen; der Scharfblick des Herzens ließ ihn bald zarte Fäden erkennen, die sich zwischen Helmsdörfer und der ältesten Beckerschen Tochter Sophie knüpften. Seine Wünsche waren in der Stille denselben Weg gegangen. (Einer Niederschrift meiner Schwester Nanna Stahl entnommen.) Helmsdörfer, der eine Anstellung an der Offenbacher Realschule fand, und Sophie verlobten sich 1832, und im nächsten Jahre fand die Hochzeit statt.

Eine andere Familie, in der mein Vater in Frankfurt gern verkehrte, war die des Kaufmanns Ferhuven, eines Vetters des alten Professor Buttmann in Berlin. Von den beiden hübschen und mit ihrem Frankfurter Dialekt sich anmutig gebenden Töchtern heiratete die ältere 1831 den bekannten Baumeister Knoblauch in Berlin, den Erbauer vieler Privathäuser und der Synagoge in der Oranienburger Straße. Mit Knoblauch und seiner Frau standen in späteren Jahren meine Eltern in regem freundschaftlichen Verkehr. —

In Berlin trat mein Vater während seiner Hauslehrerzeit in freundschaftliche Beziehungen zu Fräulein Marianne Saaling, der etwa 40 Jahre alten Tochter eines Hofjuweliers Salomon, deren Schönheit auf dem Wiener Kongreß Fürsten und Könige gehuldigt hatten. Eine „hohe junonische Gestalt" — wie ich sie auch als greise Matrone aus meiner Kindheit in Erinnerung habe — lebhaft und von vielseitigen Interessen, nicht frei von „naiver Eitelkeit", so übte sie auf die männliche Jugend eine starke Anziehungskraft aus. Sie war nach ihrem Übertritt zum Christentum eine eifrige Katholikin, der die Berliner katholische Gemeinde viel verdankte, ihre jüngere Schwester Julie, die spätere Mutter von Paul Heyse, wurde protestantisch, und die dritte Schwester, an den Bankier Hertz verheiratet, blieb Jüdin (vgl. Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 1909).

Der junge Ferdinand Becker stand Marianne Saaling sehr nahe. „Denke Dir", schreibt er seiner Mutter, „das glücklichste innigste Verhältniß, das zwischen einem jungen Manne und einer älteren Frau bestehen kann, ein Verhältniß, welches gewissermaßen nur von dem mütterlichen und

schwesterlichen übertroffen wird, aber doch etwas von Beiden hat, und es ist dieses." Nach seinem frühen Tode bestimmte Marianne, man solle ihr später neben dem Grabe des Freundes auf dem katholischen Kirchhof eine Ruhestätte bereiten. (Mein Großvater Becker und sein ältester Sohn gehörten noch der katholischen Kirche an, die jüngeren Kinder wurden protestantisch erzogen.) 1834 verlobte sie sich mit Varnhagen von Ense, die Verlobung wurde aber bald wieder gelöst.

Mein Vater schreibt über Marianne Saaling am 10. Dezember 1827: „Am Abend meines Geburtstages war ich in engen, stillen Kreis eingeladen bei dem Fräulein Saaling, einer neuen hübschen Bekanntschaft dieses Winters. Das Fräulein Saaling ist die Schwägerin eines meiner genaueren Bekannten, des Dr. Heyse, Privatdocenten an der hiesigen Universität. Durch ihn oder eigentlich durch Rosen aus Dettmold bin ich bei dem Fräulein Saaling eingeführt. Sie ist eine sehr gebildete Dame zwischen 30 und 40 Jahren, voll Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit. Sie reiste früher viel, war zur Zeit des Congresses in Wien, lebte dort in den ersten Kreisen, war dort mit dem portugiesischen Gesandten versprochen, der sie, als er sie, eine Jüdinn von Geburt, zur Katholikin gemacht hatte, verließ, u. lebte dann in Frankfurt a. M., wo die Frau des angesehenen Banquier Hertz ihre Schwester ist und die Baronin Rothschild (aus Neapel) ihre Nichte. Dies alles mag abentheuerlich klingen, da Ihr mit Jüdinnen u. Rothschild eine eigene Vorstellung verbinden mögt. Ich kann Euch aber versichern, daß das Fräulein Saaling, obwol eine getaufte Jüdinn, gewiß eine sehr hübsche Christinn war und eine wohlthätige liebenswürdige Christinn noch ist."

Und am 11. Juni 1831: „Schrieb ich Dir schon, daß ich bei Fräulein Saaling Theodor Körners Handschrift sah? Sie lernte ihn 1810 in Carlsbad kennen, sie rüstete ihn mit 2 andern Damen in Wien aus, ihr schickte er zuerst sein Leier und Schwert, sie schrieb sie zum Druck ab, sie erhielt noch einen Brief von ihm, geschrieben am 25. August 1813, am Tage vor seinem Tode. Der Schluß dieses Briefes lautet: ‚Leben Sie wohl, es geht zum Todestanze.' Sie bewahrt noch einen Talisman auf, den sie ihm ins Feld mitgab und den sie von seinem Blut getränkt zurück erhielt. — — Es ist eine schöne edle Seele, und, da das unerbittliche Leben mit ihr von Anfang an in Widerstreit trat, so verklärte sie sich im Kampfe wie zu einer tragischen Gestalt. Ich habe diesen Sommer mehrmals Gelegenheit gehabt, die Bewegungen ihres Herzens, das im Stillen noch immer an dem Widerspruch des Lebens blutet, wahrzunehmen, und es hat mich immer mit einer wehmüthigen Theilnahme erfüllt." —

Auf einer der vielen Hin- und Herreisen zwischen Berlin und Frankfurt konnte mein Vater in Weimar das früher Versäumte nachholen, er sah Goethe. Er schreibt am 23. Januar 1828:

„Die größte Freude der Reise war am folgenden Tage ein Gespräch mit Goethe. Ich hatte wenig Muth zu Goethe zu gehen. Aber die Umstände — auch der Herr v. Nagler — ermunterten mich. Goethe nahm

mich sehr freundlich auf, sprach sehr hübsch über Tischbein und sein Leiden, sprach über den Karl, der am Morgen mit dem Herrn v. Nagler bei ihm gewesen, sprach sehr theilnehmend über Frankfurt, seine Vaterstadt. Vom Karl sagte er treffend: ‚Er nähme sich schon jetzt so klar und bestimmt, daß man nicht wisse, wie er sich nehmen würde, wenn er erwachsen.‘ Er berührte im richtigen Schlag den rechten Punct, den guten und schlimmen zugleich. Goethe's schönes Gesicht spricht in allen Zügen eine reiche Vielseitigkeit aus. Es ist, so zu sagen, ein durchgearbeitetes Gesicht. Ich erinnere mich nicht eines so schön gehobenen Schädels. Ueber das Ganze ist eine milde Heiterkeit ausgegossen. Es wird mir immer anregend bleiben, den Mann gesehen zu haben, der in der Poesie der harmonisch vollendetste, vielseitigste Meister und in der Wissenschaft einer der umfassendsten, schaffendsten Deutschen ist. — Auch war mir die Bekanntschaft, die ich mit dem Dr. Eckermann machte, sehr lieb. Eckermann ist fast täglich um Goethe u. theilte mir viel Hübsches von ihm mit.“ —

In der Enge des Postwagens fand sich meist eine bunte, oft ganz interessante Reisegesellschaft zusammen, die sich durch lebhafte Unterhaltung die Langeweile der dreitägigen Fahrt zu vertreiben suchte, mitunter auch noch auf andere Weise. Ein Berliner Kaufmann führte in einem eleganten Etui einen Floh an einer goldenen Kette mit, den er zweimal am Tage auf seiner Hand fütterte.

Im Frühling 1827 begleitete mein Vater Frau v. Nagler und den Knaben auf einem Ausflug nach Heidelberg, er freute sich an der Blütenpracht der Bergstraße, besuchte in Heidelberg die Witwe von Johann Heinrich Voß und schickte seinem Vater zur Erinnerung an die Studienzeit ein Bild von Heidelberg und einige Efeublätter von der Schloßruine.

Im Juli desselben Jahres gab ihm Herr v. Nagler Urlaub zu einer Rheinreise, versah ihn dazu auch mit Geld und Empfehlungen an höhere Postbeamte. Mein Vater dehnte die Reise bis Köln und Trier aus. In Bonn besuchte er Niebuhr, Welker, den Aristoteliker Brandis, mit dem er dann dauernd in wissenschaftlichem Briefwechsel stand, und Ernst Moritz Arndt, den Mann, „der einst in den Jahren der französischen Zwingherrschaft durch seinen ‚Geist der Zeit‘ ein ganzes Volk begeisterte, jetzt aber, da es wieder kühl geworden, als zu aufregend von seinen Vorlesungen entfernt ist“. In Trier kam er sich fast wie ein römischer Triumphator vor, als er in dem mit vier Schimmeln bespannten Wagen durch die Porta nigra einfuhr. Es wird hier das einzige Mal gewesen sein, daß sich mein Vater an dem Anblick antiker Bauwerke erfreuen konnte. Seine Gedankenwelt war auf dem klassischen Altertum aufgebaut, diesem galt ein großer Teil seiner Lebensarbeit. Italien, „das ihm oft wie ein Land der Verheißung im Hintergrund seiner Gedanken stand“, hat er niemals gesehen. Ich habe es immer lebhaft bedauert, wenn mir unverdient die Sonne Homers in Italien und Griechenland geschienen hat.

Im September 1829 ging meines Vaters sehnlicher Wunsch, die Eltern und Schwestern wiederzusehen, nach dreijähriger Trennung endlich in Erfüllung. Er reiste nach Eutin mit einem Umweg über Oldenburg

und Bremen, um die Schwester Marianne und seinen Vetter Christel Kindt zu besuchen, und verlebte zehn schöne Tage im elterlichen Hause.

Im Herbst 1830 siedelte die Gräfin Fernemont mit ihrer Tochter für den Winter nach Genf über. Mein Vater wurde aufgefordert, die Damen als Reisemarschall zu begleiten und seinen Zögling mitzunehmen. Die Reise nach Genf ging über Freiburg, Bern, Lausanne, eine Tour nach Chamounix zu den Gletschern des Montblanc und über Martigny in das Rhonetal schloß sich an.

Von seinen Reiseerlebnissen während der aufgeregten Zeit des Polnischen Aufstandes und der Choleraepidemie erzählt mein Vater folgendes:

Berlin den 6. April 1831.

„Meine Reise auf der Schnellpost war interessanter als je — 14 französische Chirurgen, die singend nach Polen zogen, ein Franzose, der sich für den Vicomte de Pontecoulant, Anführer der französischen Legion in Belgien ausgab, und ein Spanier, das Gegenstück der lustigen Franzosen, ein Absolutist im Gegensatz der freiheitschwindelnden Liberalen, ein Mann, dem die Franzosen nachsagten, daß er gerades Weges von Karl X in Holyrood komme und mit dessen Zurückführung beschäftigt sei. Ein buntes Gemisch! Da konnte man Französisch üben. Mein französischer Aerger erwachte mit doppelter Flamme, aber zugleich eine gewisse bewundernde Lust über die liebenswürdige Leichtigkeit. Es ist wahr, daß sich jeder Franzose für einen künftigen Napoleon hält. — — Gott verhüte, daß diese Nation liebenswürdiger Narren nicht wieder unser Vaterland betrete! — — In Polen geschehen Wunder der Tapferkeit und der Volksbegeisterung. Wer als Preuße weiterblickt, kann nicht mit neidloser Freude das Große geschehen sehen. Die zweite Schlacht bei Grochow bestätigt sich. Der polnische Sieg ist unglaublich. — — Es ist etwas Großes im polnischen Kampf. Aber wegen Preußens und Deutschlands Zukunft kann man sich über das Große nicht ungetheilt freuen. So geht es den Völkern, wenn sie kein gutes Gewissen haben."

Berlin den 22. April 1831.

„Ich hörte, daß Vater tüchtig gegen die luftigen Franzosen spricht, in deren Händen die Sache der Freiheit und des Rechts übel berathen ist. Ich freue mich, daß ich darin Dein guter Sohn bin, lieber Vater. — Meine bunte französische Reisegesellschaft hat sich hier einer gehörigen Prüfung unterwerfen müssen. Die angeblichen Aerzte haben Recepte schreiben müssen, und nur zwei bestanden diese Probe. Der Vicomte de Pontecoulant steht wegen seines falschen Passes noch unter polizeilicher Aufsicht. Er soll in seinen Stiefeln Anweisungen und Patente als General oder dgl. geführt haben. Die Uebrigen sollen zurückgewiesen seyn und mögen einen anderen Weg versuchen."

Über die politisch kurzsichtige Polenbegeisterung heißt es dann in einem Brief aus Frankfurt vom 24. Januar 1832:

„Vor 8 Tagen weckte uns zwischen 1 und 2 Uhr Feuerlärm. Da ich auf die Zeile kam, schlugen die Flammen von 4 Häusern zum Himmel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

Es war eigentlich ein schöner Anblick. Ich trug das Meinige dazu bei, die Leute, die wie Kinder in die hellen Flammen gafften, in eine nützliche Wasserreihe zu treiben. Ich reichte die Eimer mit von Hand zu Hand und ließ mich naß gießen. Dann sah ich mir die vollständigen und kühnen Löschanstalten mit Freuden an und kehrte, da man bald des Feuers Herr ward, nach 2 kleinen Stunden in mein warmes Bett zurück. Am Abend vorher waren hier Polen auf ihrer Wanderung nach Frankreich angekommen. Sie waren die ersten auf dem Platz, zwei derselben stürzten in das eine der brennenden Häuser und retteten 2 Kinder aus einer schon von der Flamme bedrohten Stube. Diese rasche That steigerte den Enthusiasmus für die Polen. In den letzten 8 Tagen kamen hier gegen 800 polnische Offiziere durch, und man spricht von vielen Tausenden von Gemeinen, die folgen sollen. Sie sind zum Theil von der Amnestie ausgeschlossen, zum Theil nehmen sie dieselbe nicht an. Wer möchte ihrem Unglück Theilnahme und ihrer Hülfsbedürftigkeit Unterstützung versagen? Aber ich habe den Strudel der Begeisterung an mir vorbeigehen lassen. — — Es wird den unglücklichen Polen in Frankreich die Sonne nicht lächeln! — — — Diese Polen können nur in einem allgemeinen Brande Europa's ihr Heil, ihre Hoffnung zur Wiederkehr in ihr Vaterland sehen. Sie werden die unruhige Parthei in Frankreich vermehren. Sie werden vielleicht über Kurz oder Lang in den Reihen der Feinde Deutschlands wieder erscheinen."

Ebenso urteilte mein Vater über die Polenfrage, als Bismarck 30 Jahre später Rußland bei der Unterdrückung des Polnischen Aufstandes behilflich war und deshalb von den liberalen Parteien angegriffen wurde. Am 23. Februar 1863 schrieb mein Vater an mich nach Schottland: „Die polnischen Dinge sind allerdings ernst. Die Engländer haben leicht die non-intervention von ihrer meerumflossenen Insel predigen. Bei uns heißt es: tunc tua res agitur, paries quum proximus ardet! (Dir gilt es, wenn die Wand des Nachbars brennt.) Will Preußen nicht das Blut der deutschen Bevölkerung in Posen aufs Spiel setzen, so muß es vorkehren. Ob es sich in der Convention mit Rußland zu weit für diesen Zweck vorgewagt, läßt sich aus den unkritischen Gerüchten nicht beurtheilen; doch ist es möglich. Unserm lauernden westlichen Nachbar geht ein Stück seiner politischen Pläne und seiner politischen Macht verloren, wenn ein nationaler Aufstand mißlingt; denn auf solche speculirt er. Daher wird alles darauf ankommen, ob die Sache in Polen schnell zu Ende geht. Es sieht fast so aus, da Waffen fehlen und Sensenmänner auf die Dauer nicht ausreichen. Wenn sich die Sache hinzieht u. vielleicht durch allerhand Grausamkeit die Sympathie Europa's für Polen wächst: so könnte eine schlimme Verwicklung mit dem schürenden Frankreich entstehen. Das ist die Gefahr für uns. — Sollte man Dich in Schottland wegen Polen interpelliren, so erinnere die Frager an Irland, das noch ein wunderer Fleck in der englischen Geschichte ist."

Frankfurt a. M. den 19. Oktober 1832.

„In Hannover brachte ich den Abend bei Dahlmann zu, der bei den Landständen als Abgeordneter der Stadt Göttingen zugegen ist. Wir

wurden nach und nach recht warm, denn des Mannes nachdenklicher Ernst bedurfte einige Zeit, um heiterer und lebendiger zu werden. Ich freute mich bei dem gemäßigten umsichtigen Manne manchen Ansichten zu begegnen, die man mir eben noch in dem freigesinnten Kiel verletzert hatte. Vor 3 Jahren hatte ich Dahlmann nur in einer flüchtigen Viertelstunde gesehen, jetzt war mir's vergönnt, das alte Verhältniß wirklich wieder anzufrischen. Es war eine schöne Zugabe zur Reise. — — Noch in Göttingen schwankten die Nachrichten über die Quarantaine, die an der Hessen-Darmstädtischen Grenze angeordnet sein sollte. Glücklicher Weise war ein sehr verständiger Mann im Eilwagen, dem, wie mir, daran lag, einen sicheren Weg zu gehen. Es war ein Hauptmann der Hannöverschen Garde, Freiherr Langwerth von Simmern, im Rheingau ansässig. Wir fanden uns zusammen u. führten einen Operationsplan glücklich durch. Wir verließen den Eilwagen in Münden tief in der Nacht u. ließen einen unternehmenden Miethskutscher kommen. Dieser gab uns einen Weg an, auf dem wir, ohne Kassel zu berühren, Dissen, die Station auf der anderen Seite von Kassel erreichen würden, und wahrscheinlich früh genug, um des sich in Kassel etwas aufhaltenden Eilwagens noch wieder habhaft zu werden. Der Weg ging durch eine Fuhrt der Fulda. Es wurde frisch gewagt, da das Wasser ziemlich niedrig stand. Wie war aber die Bescheinigung zu erlangen, daß wir Kassel nicht berührt hätten? Denn diese war am Ende nöthig. Mein Reisegefährte wußte, daß die Bauernvögte, dort Greben genannt, seit der neuen Hessischen Constitution Amtssiegel besäßen. Wir fuhren daher in zwei Dörfern vor, schrieben uns selbst unser Zeugniß auf unsern Paß, u. ließen es von den Greben untersiegeln, die für die Ehre weiter keine Schwierigkeiten machten. Wir kamen durch die Fulda glücklich durch u. erreichten nach einigen kleinen Fatis Dissen gerade in dem Augenblick, als der Kasseler Eilwagen vorfuhr. Der Postmeister schrieb uns noch ein. Ich war mit meinem Hauptmann in Freude u. Leid verbunden, u. fand in ihm einen netten Mann. — Unser Italiener (ein anderer Mitreisender) hatte sich nicht so rasch entschlossen, wie wir, u. mußte nun zu großem Ungemach 5 Tage in Marburg bleiben, ehe er im Darmstädtischen zugelassen wurde. Wir sind für unser Abentheuer belohnt u. ohne Weiteres in Gießen zugelassen." —

Nach seiner Rückkehr aus Paris bezog der junge Professor eine kleine Wohnung in der Jägerstraße Nr. 15 unweit der Friedrichstraße, 2 Treppen hoch, „bei einem kleinen puckligen Bauinspektor, einer staubigen aber nicht geizigen Seele", und seiner häßlichen Gattin. Frau v. Nagler stattete die Zimmer mit einigen hübschen, in unserer Familie noch jetzt erhaltenen Möbeln aus seiner früheren Stube aus und versorgte die Fenster mit Gardinen. Mit dem Naglerschen Hause blieb er in naher Beziehung. Die Eltern legten Wert darauf, ihrem Sohne den Einfluß des Verkehrs mit seinem früheren Lehrer noch für einige Zeit zu erhalten. Mein Vater erteilte dem jungen v. Nagler, der Jura studierte und besonders bei Savigny

hörte, in der ersten Zeit täglich, später zweimal wöchentlich eine Unterrichtsstunde, meist vor der Mittagsmahlzeit, die er mit ihm im Posthause einnahm. Eine Unterbrechung erfolgte im Sommer 1833 durch eine längere Reise, die der junge v. Nagler, von einem Diener begleitet, nach England und Schottland unternahm. Im nächsten Jahre trat dieser dann als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Ulanen und im nächsten Jahre als Referendar am Stadtgericht ein. Um dauernd mit seinem Sohn zusammenleben zu können, ließ sich der Vater Nagler jetzt aus Frankfurt a. M. abberufen und beschränkte sich auf die Stellung als Generalpostmeister. 1836 wurde er in das Staatsministerium berufen.

Das weitere Leben des jungen Herrn v. Nagler entsprach nicht den Erwartungen, zu denen seine Begabung und seine sorgfältige Erziehung zu berechtigen schienen. Im Jahre 1839 ging er als Gesandtschaftssekretär nach Rom, und in späteren Jahren lebte er als Privatmann (?) in Paris. Besonders nach seiner Verheiratung lösten sich allmählich die persönlichen Beziehungen zu seinen nächsten Verwandten und auch zu seinem früheren Lehrer.

Die Komtesse Auguste Fernemont verheiratete sich später mit dem preußischen Gesandten in Brüssel (Stuttgart und München) Graf Seckendorf. Sie wurde 1858 Witwe. Zwischen der feingebildeten Frau, die gelegentlich mit lebhaftem Interesse an den Unterrichtsstunden und Vorträgen im Naglerschen Hause teilgenommen hatte, und meinem Vater blieb das Verhältnis gegenseitiger Hochschätzung und freundschaftlicher Gesinnung dauernd bestehen.

Mit dem Sommersemester 1833 begann mein Vater seine Vorlesungen, deren Ausarbeitung seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Am 17. Mai bestieg er, von der Hochzeitsfeier seines Freundes Ferdinand Becker kommend, zum erstenmal das Katheder. Sein erstes Kolleg, das das Leben und System des Aristoteles behandelte, war von 12—15 Zuhörern besucht. „Die Fächer", schreibt er am 28. Juli, „sind zum Teil überfüllt. Wir pflanzen unser drei die Fahne des Aristoteles auf; als ich studirte, las Niemand darüber; wir bieten unser drei Geschichte der Philosophie aus — doch beides in verschiedener Beziehung. Unter so bewandten Umständen ist es schwer sich Bahn zu brechen." Ein Jahr später kann er den Seinen aber schon von 40—50 Zuhörern in dem Privatkollegium über Geschichte der Philosophie christlicher Zeit berichten. „Ich mußte mein Auditorium wechseln, weil das zuerst gewählte zu klein war. — Mein Aristoteles macht weniger Glück. Die Philologen wollen lieber Dichter als Philosophen lesen, wollen lieber die Blüte mit ihren Farben als den Kern mit der Schale." Im Wintersemester 1834/35 ist in der Geschichte der Philosophie die Zahl wiederum gestiegen, unter ihnen sind eine Anzahl Juristen, einige Mediziner und sogar ein Leutnant. Eine solche Ausdehnung hatte er sich gewünscht. „Denn philosophische Vorlesungen sollen eben durch ihre allgemeinen Begriffe in alle Fächer lebendig eingreifen." Seine Vortragsweise war in einem

gegen Hegel gerichteten Zeitungsartikel lobend besprochen. „Die Sache ist übertrieben", sagt er, „und nur halb wahr. — Einen Vortrag, der sich völlig vom Hefte befreite, habe ich mir noch nicht aneignen können, obwohl es mit jedem Semester besser geht. ‚Beredsamkeit' darf ich mir in philosophischen Vorträgen nicht einmal wünschen, ruhige Begründung bleibt das letzte Ziel. — Der Artikel kann leicht Gegenartikel hervorrufen, und es ist besser, still zu wirken, als ein schimmernder Spielball der Parteien zu werden."

Im Vertrauen auf weitere Erfolge in der akademischen Laufbahn schlug mein Vater von außerhalb an ihn herantretende auf Abwege führende Anerbietungen ohne vieles Besinnen aus, so 1835 die Direktorstelle am Gymnasium in Altenburg, zu der ihn Geheimrat Schulze in Vorschlag gebracht hatte. Schon früher, kurz vor dem Austritt aus dem Naglerschen Hause, war ihm eine Stelle als Erzieher des Erbgroßherzogs von Oldenburg angeboten worden. In einer Audienz bei seinem Landesherrn, dem Großherzog, in Frankfurt hatte er diesem die Gründe seines Ablehnens freimütig auseinandergesetzt. „In dem Erbgroßherzog würden alle den künftigen Herrn früh verehren, und der Erzieher sei bestimmt, in ihm nur den Menschen zu sehen. Das gebe eine zu schwierige Stellung. Er zweifle, daß ihm zum zweiten Male und dazu in einem so viel höheren Falle dieselbe frische Kraft zu Gebote stehen würde. — Seine Weise und seine Persönlichkeit sei für das Leben am Hofe nicht geschaffen."

Zu der Ausarbeitung der Kollegienhefte in den ersten Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit kamen für meinen Vater die Arbeiten, die ihm von dem Ministerium übertragen wurden, Gutachten über wissenschaftliche Bücher und Durchsicht und Begutachtung von Verordnungen in Schulangelegenheiten. Es freute ihn, „wenn dann einige Gedanken angenommen und so in's Leben verpflanzt wurden".

An seiner eigenen allseitigen Fortbildung arbeitete er auch als Professor in alter Weise weiter. Er hörte bei Seebeck Optik und Akustik, ein Kolleg über orientalische Mythologie bei Stuhr und eine Vorlesung über die Antiken des Berliner Museums bei Gerhardt, einige Jahre später Physiologie bei Johannes Müller.

Von wissenschaftlichen Arbeiten erschien 1833 als Programmschrift zu seiner Professur die Abhandlung de Aristotelis categoriis und bald darauf der umfangreiche Kommentar zu Aristoteles de anima, die Frucht jahrelanger Studien.

In besonders nahem persönlichen Verkehr stand mein Vater in diesen Jahren mit Hellwing (s. o. S. 142), der 1834 ebenfalls außerordentlicher Professor an der Universität wurde. Der gemeinsame Mittagstisch, dem oft ein Plauderstündchen bei einer Tasse Kaffee folgte, führte die beiden Junggesellen täglich zusammen. Nicht selten trafen sie sich bei dem Sprachforscher Professor Heyse und seiner Frau, den Eltern von Paul Heyse (s. o. S. 155). Größere Geselligkeit bot sich meinem Vater im Hause des Bankiers Abraham Mendelssohn-Bartholdy, bei v. Meusebachs war er ein gern gesehener Gast und bei v. Naglers fand er stets sehr liebens-

würdige Aufnahme. „Die schönsten Grundlagen des Lebens sind immer die historisch gewordenen, das fühlte er auch in diesem Verhältniß und wünschte, daß der Himmel es ihm noch lange wie einen freundlichen Hintergrund seines Lebens erhalten möchte.“ Hier konnte er auch, wie früher, gelegentlich einen Blick in die große Welt tun, so bei einer großen Soiree zu Ehren des Kaisers Nikolaus von Rußland, der durch seine stattliche Erscheinung und vornehme Haltung allgemeine Bewunderung hervorrief. —

Im Jahre 1834 wurde mein Vater durch zwei Todesfälle schwer betroffen.

Am 12. Februar starb Schleiermacher. Auf die Ansprache, die mein Vater unter dem frischen Eindruck der Trauernachricht an seine Zuhörer richtete, habe ich schon hingewiesen (S. 139). Hier möchte ich die Rede einfügen, die er über 30 Jahre später bei der Feier von Schleiermachers hundertjährigem Geburtstag am 21. November 1868 in Berlin gehalten hat.

„Als Schleiermacher starb, trauerten an seinem Grabe drei Wissenschaften: die Theologie, die Philosophie, die Philologie. Alle drei waren seine Heimat.

Unter ihnen ist es der Philosophie so ergangen, daß sie die ganze und volle fruchtbringende Kraft seines Geistes erst nach seinem Tode erkannte, denn seine Dialektik und Ethik, seine Pädagogik und seine Politik, seine Psychologie und seine Ästhetik, bis dahin nur seinen Zuhörern bekannt, erschienen erst aus seinem Nachlasse.

Aber groß und vielseitig war schon damals seine Wirkung auf dem Gebiete der Philosophie. In seinem Heraklit, den er aus Bruchstücken zum Ganzen fügte, ähnlich wie der Künstler in aufgefundenen Fragmenten das Götterbild erschaut, freute er sich an dem Widerstreit und der Einigung der Gegensätze, die das Leben der Welt sind. Früh fesselte ihn Plato, den die Alten den Homer unter den Philosophen nennen. Er verwandelte seinen Geist in den griechischen, um aus dem Quell das Ursprüngliche zu schöpfen; und den griechischen Geist verwandelte er in den deutschen und schenkte den Deutschen in tiefem und feinem Verständnis einen Plato, wie J. H. Voß den Homer. In der Einleitung beschrieb er Platos heuristische Methode des gemeinschaftlichen Suchens und des gemeinschaftlichen Findens. Es war dieselbe Kunst, die Schl. übte, durch die er die jugendlichen Geister an sich zog, in der es noch niemand ihm gleichgetan hat.

Es war ein großer Schritt in der deutschen Ethik vor Schl. geschehen. Im Gegensatz zu der aus England und Frankreich in die deutsche Denkart eingeflossenen Glückseligkeitslehre, einer laxen Moral, hatte Kant die strenge Pflicht, die Pflicht um der Pflicht willen, dieselbe Pflicht, die Friedrich der Große der Ordnung seines Staates einprägte, in der praktischen Philosophie zur letzten Macht erhoben und den kategorischen Imperativ der Vernunft wie in eherne Tafeln gegraben. Aber wir erinnern uns, wie diese Moral, ungeachtet des männlichen Geistes, mit dem sie die Nation ergriff, in tiefen lebendigen Geistern der Zeit, wie in Schiller, den Eindruck des Harten, Starren, Kalten zurückließ. Die schnurgerade Formel des Allgemeinen erschien eintönig und einförmig und hatte die Empfindung gegen sich. Da

beleuchtete Schl. den entgegengesetzten Pol, auf dem unverlorenen Grunde des Allgemeinen die Bedeutung des Eigentümlichen, und setzte das in der Wissenschaft verkannte Eigentümliche in sein Recht ein, das Eigentümliche, das nicht dem Allgemeinen widerspricht, sondern es gestaltet und persönlich macht. So faßte er die Idee der Persönlichkeit, in der Kant den Selbstzweck sah, voller auf und gleichsam in künstlerischer Anschauung. Wo er einen eignen Stil des Lebens sieht, da sieht er ethische Vollendung.

Und Schl. geht darin voran. Seine ethische Ansicht spiegelt sich in der Erscheinung seines eignen Wesens. Wie er in der Wissenschaft darauf hält, die Gegensätze in Eins zu bilden und in Eins zu binden, so verbindet er sie in sich mit ursprünglicher Kraft zu Einem Ganzen. Ein Glied, Eine Seite des Gegensatzes, den er umspannte, vermöchte den gewöhnlichen Mann über das Gewöhnliche zu erheben. Schl. hatte sie beide. Wie einigte sich nicht in ihm Entgegengesetztes! — wir messen daran den Umfang seiner Kraft: schaffender Geist und empfänglicher Sinn; umfassende Begabung für das Allgemeine und doch tiefe Ergründung in einzelnen Forschungen; sprudelnde witzige Beweglichkeit der Gedanken, mit der er das freie gesellige Leben würzte und die in fröhlicher Laune auch im Kleinen sich umtrieb, und wieder die ruhig hinstehende, gesammelte Betrachtung, die das Große und Ganze sucht; Scharfsinn der Kritik und Tiefsinn der Kontemplation; Dialektik des hinüber- und herübergehenden Denkens und ein stiller Zug des Gefühls zum Urbildlichen; von seinem Plato genährt und im Christlichen selbst mit der deutschen Mystik verwandt; in sich arbeitender Gedanke und doch klare, künstlerisch gebildete Sprache in der Mitteilung; theoretische Größe und gestaltende Kunst im Praktischen; Beschauung und was dem Beschaulichen selten beiwohnt, furchtlose Tat, furchtlose Tat wie zur Zeit des fremden Zwingherrn, daß Schl. selbst von edlem Stahl andre stählte. Diese vielseitige und doch immer mit sich einige Lebendigkeit des Geistes war der Zauber, mit dem er auch entgegengesetzte Naturen an sich fesselte. So stellt Schl. die Idee des Ganzen in sich dar; so ist er eine große ungeteilte Gestalt: ein Individuum. Wenn wir in der Geschichte der Philosophie den Sokrates vortragen, dann suchen wir zu zeigen, wie seine Lehre und sein in starker Einheit gefaßtes Wesen dieselben waren, und wenn wir Schl. darstellen, dann heben wir in ihm diese sokratische Übereinstimmung hervor. In ihr war er der berufene Ethiker, in ihr der berufene Bildner der Wissenschaft.

So steht der Mann vor dem Auge unsrer Erinnerung. Gehe sein Bild hochgehalten, gehe sein Werk fruchtbar auf die kommende Zeit." —

Und am 22. Juni verschied nach kurzer Krankheit, etwa ein Jahr nach seiner Verheiratung, Ferdinand Becker, aus einer vielversprechenden Wirksamkeit als Arzt und als Privatdozent in der Blüte der Jahre herausgerissen. Meinem Vater fiel die mühevolle Aufgabe zu, den Nachlaß des Freundes zu ordnen. Der Vater Becker kam dann nach Berlin, um die zarte, der Ruhe und Pflege sehr bedürftige junge Witwe in sein Haus abzuholen. Es war ein trauriges Wiedersehen. „Das Unglück hat uns noch inniger vereinigt", schrieb mein Vater.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nach Beginn der Herbstferien 1834 reiste mein Vater zu seinen Eltern und Schwestern nach Eutin. Es war das letzte ungetrübte Zusammenleben mit den Seinigen. Denn im Winter fingen beide Eltern zu kränkeln an, so daß er schon zu Weihnachten von Sorgen erfüllt war. Als der Zustand Beider sich verschlechterte, unternahm der treue Sohn im April 1835 noch einmal die beschwerliche Reise, konnte dieses Mal aber nur zu kurzem Krankenbesuch verweilen. Der Vater starb am 16. Mai. Die Mutter konnte sich vor ihrem Tode noch an der Verlobung des Sohnes erfreuen.

Mit den Eltern Becker hatte mein Vater während der zwei Jahre seit seinem Fortgang von Frankfurt gelegentlich Briefe gewechselt. Nach dem Tode von Ferdinand schickten ihm die Töchter und die junge Witwe zum Dank für seinen Beistand zu Weihnachten einen gemeinsam gestickten Teppich. Von der Liebe für die jüngste Tochter Ferdinande, die er im Herzen trug, hatte er in seiner großen Gewissenhaftigkeit bisher niemandem etwas anvertraut. Er hätte es für unrecht gehalten, die Braut an sich zu binden, ehe er ein sicheres Fundament für das eigene Haus unter den Füßen hatte. Jetzt konnte er diese Bedingung als erfüllt ansehen. Er folgte der Einladung zur Hochzeit von Minna Becker, die sich mit Dr. Christian Pansch in Oldenburg, später Direktor des Eutiner Gymnasiums, verheiratete, und am 30. September 1835 reichten sich unsere Eltern die Hände zum Lebensbunde.

Den Eltern Becker war ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, mit inniger Freude begrüßten sie den vertrauten jungen Freund als Schwiegersohn, die Mutter in ihrem lebhaften Temperament mit fast schwärmerischer Begeisterung. Leise Bedenken hatte sie nur, ob die Eutiner Familie mit der Wahl einer mit Glücksgütern so wenig bedachten Braut zufrieden sein könnten. Mein Vater schreibt ihr darüber am 12. November:

„Es habe Dir, schreibst Du, viel Freude gemacht, daß meiner Familie die Sache so recht sei und daß niemand daran denke, ich hätte eine glänzendere Verbindung eingehen können. Mutter, Mutter, was schreibst Du da? Sieben Jahre lebte ich in einer Atmosphäre, wo man mehr von Parthieen sprach als von Liebe, mehr von Ehre als von Verdienst, mehr von Geld als von Arbeit u. Erwerb. Ich würde glauben, von dieser Atmosphäre gelitten zu haben, wenn ich andere Gedanken gehabt hätte als die Liebe, weil ich liebe. Wir lesen täglich das Evangelium. So sollen wir vor allem den Spruch verstehen: wo unser Schatz ist, da wird unser Herz sein. Wehe, wenn der Schatz im Geld und Glanz steckt. Wenn nicht das Schönste einen Werth in sich haben soll: so giebt es nichts Höheres mehr auf dieser Welt. Zweihundert Thaler, die wir uns selbst sparen, werden uns lieber sein als tausend einer Mitgift. — Mein Vater hat auch ohne Aussicht auf Vermögen gewählt. Ihm hat nie gefehlt, was Noth war; u. der Himmel ist mit uns gewesen. Mein Vater hat nie viel mit mir über eine künftige Verbindung gesprochen — obwol er sie wünschte, sehnlich wünschte, wie mir meine Schwestern verriethen. Aber das hat er immer auf das Entschiedenste von sich gewiesen, wenn jemand von reichen oder glänzenden Parthieen sprach. Ich danke es ihm, und was Ihr, liebe Eltern, für uns thun werdet, das danke ich so Euch doppelt."

Das Mutterbuch erzählt von den glücklichen Tagen des Zusammenseins der Liebenden im Offenbacher Hause. Aus dem Mutterbuch kennen wir auch die tief empfundenen gedankenreichen Briefe der beiden Verlobten aus der Zeit des Wiedergetrenntseins.

Getrübt wurde die Freude durch die schwere Krankheit und den Tod der Mutter Trendelenburg, der es nicht beschieden war, die Braut kennenzulernen. Am 17. Dezember erhielt mein Vater in Berlin die nicht mehr unerwartete Nachricht, daß die Mutter entschlafen sei. Zur Beerdigungsfeier wäre er in Eutin zu spät angekommen, was dort nun zu erledigen war, hatte er mit den Schwestern schon bei seinem letzten Besuch vorsorgend besprochen. So entschloß er sich, an seinem früheren Plane festzuhalten und für die Weihnachtszeit zu seiner Braut zu reisen. —

Auch eine Schilderung des fröhlichen Hochzeitsfestes am 4. April 1836, von dem Freunde Breier mit viel Humor in seinem Tagebuch niedergeschrieben, bringt uns das Mutterbuch. Auf der Reise nach ihrem neuen Heim in Berlin (in der Marienstraße) sah das junge Paar dann mit Staunen zum erstenmal einen Eisenbahnzug fahren. Es war auf der kürzlich eröffneten Bahn (der ersten in Deutschland) von Nürnberg nach Fürth. Sich hineinzusetzen und sein junges Glück dem fauchenden Ungeheuer anzuvertrauen, schien dem vorsichtigen Ehemann aber nicht geraten zu sein.

Die beiden Eutiner Schwestern siedelten nach der Auflösung des elterlichen Haushaltes und dem Verkauf des Hauses nach Offenbach über, wo sie sich an Stelle der ausgeschiedenen Beckerschen Töchter an dem Unterricht der Pensionäre beteiligten. Später zogen sie zu meinen Eltern nach Berlin. Tante Julie, die schon lange kränkelte, starb hier Weihnachten 1839. Tante Karoline stand unserer Mutter im Haushalt und bei der Erziehung von uns Kindern mit hingebender Liebe zur Seite, bis sie nach dem Tode ihres Schwagers Lentz 1854 zu der vereinsamten Schwester nach Oldenburg übersiedelte, wo sie 1871 starb. —

Die Veränderungen in den äußeren Verhältnissen und die zunehmende Belastung meines Vaters mit Amtsgeschäften brachten es mit sich, daß sein Briefwechsel mit den Schwestern viel weniger lebhaft wurde und abgesehen von selteneren Briefen an Tante Marianne für Jahre ganz fortfiel. Die Familienkorrespondenz übernahm fortan unsere Mutter mit ihrer leichten Feder. Am 11. Juni 1836 schreibt mein Vater an Karoline nach Offenbach: „Nach allen Seiten hin gedenke ich meinen Briefwechsel auf das Nöthigste zu beschränken und muß es thun, da meine Zeit anderen Dingen gehört.“ Und zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er der Schwester: „Ich bin in der letzten Woche — — an die Briefe geraten, die ich von 1826—1833 nach Hause und namentlich an Dich, liebe Karoline, schrieb. Ihr gabt sie freundlich in meine Hand zurück. Sie führten mich in liebe Erinnerungen der Jugend und stellten mir wieder lebhaft vor Augen, wie treu wir damals unsere Erlebnisse theilten. Die Liebe, mit der Du mein Leben begleitetest, bleibt mir ein schönes Andenken. — Als ich die Briefe las, überkam es mich wie ein Unrecht, daß der schriftliche Verkehr in der Ferne sparsamer und matter geworden ist. Indessen sind nicht blos die

Jahre schuld, die den jugendlichen Puls dämpfen, sondern allerdings auch Arbeiten und Geschäfte, die keinen Spielraum lassen."

Zeitlich zurückgreifend möchte ich hier einige Stellen aus Jugendbriefen an seine Schwestern einschalten, die ein Zeugnis seiner innigen Liebe und der treuen Fürsorge sind, mit der er ihr geistiges Leben zu bereichern und, wo es zu eng zu werden drohte, auf weitere freiere Bahnen zu leiten suchte. Diese Fürsorge galt besonders der Schwester Karoline, die, übertrieben gewissenhaft, zu Selbstvorwürfen und religiösen Bedenken geneigt, oft besorgt, daß bei dem geliebten Bruder die Philosophie der Rechtgläubigkeit Abbruch tun könnte, sich selbst und wohl auch anderen das Leben schwer machte.

Um ihre Bildung zu fördern und sie geistig zu beschäftigen, treibt der Bruder mit den beiden jüngeren Schwestern Englisch und Französisch, korrespondiert mit ihnen von Kiel aus in den fremden Sprachen, empfiehlt ihnen geeignete Bücher, veranlaßt Karoline Gedichte von Byron ins Deutsche und Gedichte von Goethe ins Englische zu übersetzen, und ermahnt sie andererseits, in der Gelehrsamkeit des Guten nicht zu viel zu tun.

„In Deinem Briefe", schreibt er an Karoline am 12. März 1824, „drückt sich fortwährend eine gewisse Zerfallenheit mit Dir selbst aus. Insofern dieses ein Streben nach dem Besseren, das nie in uns erschlummern darf, zu Grunde liegt, ist das etwas Gutes, aber nicht insofern vielleicht ein Mangel an Selbstvertrauen, an Selbstbesitz und Selbstkraft hindurchscheint. Mit dem Bewußtsein: Du kannst, steht allein auch kräftig der Entschluß: Du willst. Darum ist ein Muth im Streben die erste Pflicht. Ihn zu erhalten ist es gut, nicht immer blos nach dem Unendlichen zu blicken, das noch nach ist, in dem wir uns selbst wie einen Punkt verlieren, sondern auch nach dem Endlichen, das man vielleicht schon erreicht hat, (denn ein redliches Streben bleibt nie ohne Erfolg) und das man bald zu erreichen hoffen darf. — — Einfacher und wahrer ist wohl nie eine vorwaltende Eigenthümlichkeit bestimmt, als in dem Wort: der Mann denkt, das Weib fühlt. Nicht als ob nicht der Mann auch fühlen und das Weib nicht auch denken sollte. Aber der Bestimmung der Natur gemäß ist der Compaß des Lebens, so zu sagen, beim Manne der Begriff, beim Weibe ein tief einwohnendes, glückliches Bewußtseyn, das in seiner ursprünglichen Reinheit genährt ohne viel Klügeln in jedem Verhältniß das Rechte trifft."

An Julie schreibt er aus Berlin am 1. März 1825: „Wenn ich so höre, daß sich auch bei Euch die Andachtsbücher vermehren, wie durch das Geschenk der A.: so freut michs. Doch drängt sich mir dann oft die Frage auf, ob Ihr nun auch mit eben dem Eifer zur reinen Quelle des christlichen Lebens geht — ich meine zur Bibel. Mir wird es immer gewisser, das jeder dies tiefe klare Wort selbst lesen sollte. Vieles freilich bleibt nur dem zugänglich, der mit der Geschichte jener Zeit vertrauter ist. Doch das Meiste ist einfach, wie alles Große, und spricht gewaltiglich, wie der göttliche Feuergeist. Auch giebt es für die dunklern Stellen allgemein verständliche Erklärungen. — Die Funksche Bibel ist mir nicht zu vernünftig,

wie einige schrieen, — aber ich entrüste mich oft, wie sie die heilige Poesie aus der Religion durch nüchterne Prosa wegdeutelt. Es berührt einmal die Religion das Unbegreifliche im Menschen, und wenn sich dies in tiefen Bildern einen Weg zum ahndenden und fühlenden Herzen bahnt, so wird es in dieser Gestalt mehr wirken, als wenn man es in die Sprache des Verstandes kalt übersetzt — was sonst allerdings in seiner Art auch nicht unterbleiben darf. Lest denn auch, wenn Ihrs nicht schon thut, die Bücher der Bibel ganz und im Zusammenhang. Soll ich Euch mein Lieblingsbuch vorschlagen, so leset das Evangelium des gemüthvollen Johannes, der seinen göttlichen Meister in seiner tiefen Erzählung himmlisch verklärt. Freilich werdet Ihr gleich den Eingang im ersten Capittel schwerlich verstehen, er liegt unserer Vorstellungsweise zu ferne; doch sagt er viel — wenn man sich erst tiefer in ihn versenken kann. — — — Vielleicht kann auch ich einmal Euch einiges zur Erläuterung sagen. Wenn Ihr die Bibel leset, so werden Euch die Erbauungsbücher gewiß auch zusagen — aber Ihr werdet das Flache, das oft in ihnen ist, auch zu sichten wissen. Dieses habe ich Euch längstens sagen wollen."

In rührender Weise war mein Vater um die Seinen besorgt, als die Cholera auch Holstein bedrohte. In einem Geburtstagsbrief an die Mutter vom 20. September 1831 gibt er auf Grund der ärztlichen Erfahrungen in Berlin eingehende Ratschläge zu vorbeugenden Maßnahmen. Flanell zu Reibungen, eine Badewanne, Flieder- und Kamillenblumen, Melissen- und Pfefferminzkraut, Kampferspiritus, Essig von spanischem Pfeffer, schwarzer Senf, Salepawurzel soll im Hause sein, für die Armen soll sich in Eutin ein Frauenverein bilden zur Verteilung von Decken und Leibbinden usw. (Die Briefe aus dieser Zeit sind zum Zweck der Durchräucherung an vielen Stellen durchstochen.)

Sehr hübsch antwortet die Mutter in ihrem schlichten Gottvertrauen: „Vielen Dank l. Adolph für Deinen wohlmeinenden Glück Wunsch zur Vollendung meines 60ten Lebensjahres. Ich kann Dich versichern, daß ich und Deine beyden Schwestern die Colera mit ruhigem Gemüthe abwarten bis sie komt, und das deucht mir solltet ihr Männer auch thun, man genießt das gegenwärtige Leben ja nur halb wen man immer mit ängstlichkeit in die Zukunft blickt, zu Deiner Beruhigung will ich Dir aber auch sagen, daß wir noch 12 loth Flieder Blumen aus unserm Garten gesammelt haben u. reichlich 12 loth Camillen Blumen besitze ich auch. Meliß u. Krausemünt — — Salbey haben wir auch reichlich aus unserm Garten getrocknet. Zwolf Bouteljen Weinessich haben wir im Hause — 5 wollene Decken und was uns ferner noch fehlt, wen die Krankheit beginnt — — ich gedenke aber immer an Martens Inschrift bey einer Illuminazion: Glücklich ist Eutin, und so hoff ich mit dieser Krankheit daß es nicht so ernstlich bey uns wird. Deinen eingelegten Brief an Vater haben weder ich noch Deine Schwestern gesehn u. sind auch nicht sehr Neugierich auf das geheimniß. Gewiß enthält es die Nachricht wie Du Dein Geld anwendest und darin sind wir überzeugt daß Du es zum Besten anderer verwendest. mit herzlicher Liebe Deine Mutter Trendelenburg."

Mein Vater fürchtete auch, durch die Absperrung und die Einschränkung des Postverkehrs möchten die Einnahmen des Postkommissairs geschmälert werden, und erbot sich, ihm von seinem Ersparten zu schicken. —

Ich fahre nun in der Erzählung fort, beschränke mich aber auf die wichtigsten Ereignisse in dem weiteren Leben meines Vaters, das in den nachfolgenden 36 Jahren im glücklichen Familienkreise bei angestrengter wissenschaftlicher Arbeit, in seltener Weise erfolgreicher Lehrtätigkeit, zeitraubenden Amtsgeschäften und einer alljährlichen vierwöchentlichen Erholung in einem herbstlichen Ferienaufenthalt im allgemeinen ruhig und gleichmäßig verlief, abgesehen von den politischen Stürmen von 1848 und den nächstfolgenden Jahren, in die, von Überzeugung patriotischer Preuße geworden, auch mein Vater hineingezogen wurde.

Im Sommersemester 1837 erhielt er einen Ruf an die Universität Kiel, der ihm dann das Ordinariat in Berlin einbrachte. Er schreibt darüber an Wallroth am 26. November:

„Es soll mir hoffentlich heilsam werden, wenn ich noch eine Weile mich durchkämpfen muß, und heilsamer, als wenn ich in Kiel zu einer behaglichen Ruhe gekommen wäre. Hier stehe ich mitten in dem Gewirr entgegengesetzter Richtungen, und es ist eine schwierige Aufgabe, innerlich und äußerlich die richtige Fährte zu behaupten. — — Gestern nahm ich als der Jüngste in jedem Sinne des Wortes in der Fakultät mitten unter meinen früheren Lehrern Sitz und, sonderbar genug, mußte ich gleich eine eigene abweichende Ansicht auskämpfen. Es war mir — ich darf es Dir aufrichtig bekennen — halb ein demüthigendes Gefühl, nun als College von Männern erster Größe dazusitzen, und ich muß alles thun, den Sporen zu verdienen."

Am 15. Dezember 1837 wurde meinen Eltern das erste Töchterchen geboren, meine liebe Schwester Marie, die dem Vater später immer besonders nahe gestanden hat. Im Februar des nächsten Jahres starb unsere Großmutter Becker. Näheres darüber findet sich im Mutterbuch. Die Herbstferien benutzte mein Vater zu einer Reise über Freienwalde nach Rügen zusammen mit seinem jungen Schwager Bernhard Becker. Im märkischen Sande beobachteten sie einen Ameisenlöwen, „der in seinem Trichter sitzend listig die Ameisen fängt und aussaugt und der später nach der Verpuppung als Wasserlibelle das Symbol der Schönheit ist. Möchten wir Menschen, die wir so oft listig und böse sind, uns durch Gottes Gnade einst ebenso verwandeln!" In dem gemütlichen Gastzimmer im Leuchtturm auf Arkona „saßen sie und hörten das Meer brausen und den Wind sausen — und dachten sich in die eintönige schwermüthige Seelenstimmung hinein, die hier entstehen muß, und in die Wintermährchen, wenn das Spinnrad schnurrt — ein heimlicher Ton und eine freundliche Antwort dem pfeifenden und brummenden Winde." Von Stralsund aus machte mein Vater dann noch einen Abstecher nach Friedland, wo er im Pfarrhause mit seinem alten Freunde Riemann nach langen Jahren der Trennung ein frohes Wiedersehen feierte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die nächste Zeit brachte unseren Eltern viel Trauriges. Es starb in ihrem Hause die Tante Julie, und das erste Söhnchen Karl wurde ihnen ein Jahr nach seiner Geburt wieder entrissen. Das Mutterherz war schwer getroffen, Tante Karolinens Kräfte waren durch die Krankenpflege erschöpft, und der Kummer lastete schwer auf ihrem zur Melancholie geneigten Gemüt, mein Vater hatte sehr angestrengt an den „logischen Untersuchungen" gearbeitet. So wurde für die ganze kleine Familie zur Erholung und Erfrischung eine größere Reise beschlossen, zu deren Kosten das Honorar für die logischen Untersuchungen einen sehr erwünschten Beitrag lieferte. Die Mutter fuhr im Juli mit Tante Karoline und Mariechen voraus nach Offenbach, begleitet von Minna Pansch und ihrem Söhnchen Karl, die von Eutin aus kommend sich ihnen anschlossen. Für die mehrtägigen Postfahrten wurden den Reisenden durch freundliche Fürsorge des Herrn v. Nagler die Wege geebnet. Der Vater folgte in den Herbstferien mit einem Umweg über Tirol nach. Zurück reisten sie zusammen den Rhein hinunter nach Bonn und von dort nach Oldenburg. —

Im Jahre 1840 wurde mein Vater als jüngstes Mitglied in die früher von Schleiermacher und Buttmann gegründete griechische Gesellschaft „die Griechheit" aufgenommen, die Freitag abends der alphabetischen Reihe nach abwechselnd in den Häusern der Mitglieder zum gemeinsamen Lesen griechischer Schriftsteller zusammenkam. Der Gesellschaft gehörten im Lauf der Jahre vornehmlich folgende Gelehrte an: Bekker (Philologe), Brüggemann, Homeyer, Kortüm (Juristen), Lachmann, Meineke (Philologen), Parthey (Archäolog und Buchhändler), Pertz (Direktor der Königl. Bibliothek), Pinder (Direktor des Münzkabinetts und vortragender Rat im Kultusministerium), Ferdinand Ranke (Gymnasialdirektor, Bruder von Leopold v. Ranke), in späteren Jahren Bonitz, Haupt und Mommsen.

Nach dem wissenschaftlichen Teil des Abends und einem einfachen Essen blieben die Mitglieder noch bei einem Glase Wein beisammen, und dann fehlte es nicht an Anekdoten, Witzen und harmlosen Späßen. Immanuel Bekker z. B., der exakte Textforscher, war stolz darauf, daß in seinen Werken keine Druckfehler zu finden seien. Eines Tages legte ihm Parthey einen Band seines Aristoteles vor und zeigte ihm zu seinem großen Schrecken auf einer Seite eine ganze Reihe der unangenehmsten Druckfehler. Er hatte das Blatt heimlich nachdrucken und in den Band einfügen lassen. Ebenso schmuggelte er in das alte Jöchersche Gelehrtenlexikon ein Blatt ein, auf dem Lebenslauf und Charaktereigenschaften von Gelasander (Lachmann) „eines der schärfsten criticorum — — begabet mit einer porpentosen Memoria — — unter dessen vielen guten Qualitäten obenan stehet, daß er die Gewohnheit gehabt, die grächä Societatis Sodales mit dem Saft der kampanischen Traube zu regaliren usw." in humoristischer Weise geschildert waren.

Am 1. Juli 1841 konnte mein Vater dem Großvater in Offenbach wieder die Geburt einer Enkelin, Karoline, melden:

„Vor einigen Stunden kehre ich aus meinen Vorlesungen zurück, und siehe da — ein liebes lebendiges Wesen mehr ist in meinem Hause, als

da ich es verließ. Ein Töchterchen war inzwischen mit Gottes Hülfe ans Licht geboren, gesund und kräftig — und wir freuen uns dankbar. — —

Zu meiner Freude wird man auf die logischen Untersuchungen mehr und mehr aufmerksam. Die Hegelsche Schule ist mir noch die Antwort schuldig geblieben. — — Ein Artikel in der allgemeinen Zeitung ist wahrscheinlich ein Anfang der Fehde. — — Mit Leuten, die so wenig das Persönliche schonen, ist bös streiten. In der Sache aber wird man mich immer bereit finden. Aber nur auf die Sache werde ich mich einlassen. Sie ist für die Entwicklung der deutschen Wissenschaft und für die Befreiung der Geister von einer hochfahrenden und darum verderblichen Ansicht zu wichtig.

Doch genug von dergleichen an einem Tage, wo ich mich nur freuen und wo ich nur danken sollte. Wir alle grüßen und mein Kindchen in der Wiege lutscht dazu."

Für die Universität und das wissenschaftliche Leben in Berlin war das Jahr 1841 bedeutungsvoll wegen der Berufung von Schelling und den Gebrüdern Grimm durch Friedrich Wilhelm IV., der das Jahr zuvor den Thron bestiegen hatte. Schelling kam aus München. Von dem geistreichen Philosophen und glänzenden Redner erwartete man eine Widerlegung des Hegelschen Systems. Jakob und Wilhelm Grimm hatten nach ihrer Absetzung aus der Göttinger Professur ihre gemeinsame stille Gelehrten- und Sammlerarbeit in seltener brüderlicher Harmonie fortgesetzt. Auch in Berlin wohnten sie zusammen, in der Linkstraße Nr. 7, Jakob Grimm war Junggeselle geblieben, Wilhelms Frau wurde meiner Mutter bald eine nahstehende Freundin, und auch zwischen meinem Vater und den Brüdern, schlichten geraden Naturen, bildete sich ein näheres persönliches Verhältnis.

Über Schellings Vorlesungen schreibt mein Vater an Becker am 23. März 1842:

„Schellings Philosophie der Offenbarung gab eigentlich das Wesentlichste aus seinen drei Münchener Vorlesungen (Geschichte der Philosophie seit Cartesius, Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung). In der Form jung und schön überraschte jede Vorlesung, und Schelling fesselte ein glänzendes Auditorium (400 an der Zahl). Aber die Grundgedanken — im Metaphysischen theosophisch und an die gnostischen Systeme der ersten Jahrhunderte anklingend — ließen meines Erachtens in der logischen Begründung und auch in den factischen Belegen aus Bibelstellen, die oft das philosophische Element nur zu sehr zurückdrängten, viel zu wünschen übrig. Seine große Wirkung wird in der Anregung zu einer freien Form der Betrachtung und einer künstlerischen Form der Darstellung liegen. Am Schluß d. Vorstellung brachten ihm die Studirenden einen Fackelzug. Sch. lud auch mich ein, bei ihm dem Fest beizuwohnen, und war sehr erregt und liebenswürdig. Kopisch, der Maler und Dichter (Uebers. des Dante) traf in einem Trinkspruch den Nagel auf den Kopf:

‚Es leb die Philosophie, die, selber kein Gedicht,
Und doch als wär sie eins, zur Seele spricht.'

Die von Sch. gehaltene Rede lest Ihr wol in den Zeitungen. Voll Selbstgefühl schlägt sie stark in die Gegner ein. Vielleicht zündet sie. Der Kampf bleibt den Hegelianern schwer, da Sch. nach wie vor entschlossen scheint, die Vorlesungen nicht herauszugeben. Es fehlt daher eine feste Basis des Streits."

In die Herbstferien des Jahres 1842 fiel die Grundsteinlegung zum Aufbau des seit 350 Jahren fast wie eine Ruine unvollendet dastehenden Kölner Domes. Die Feier gestaltete sich zu einem erhebenden deutschen Nationalfest. Fanden sich hier doch seit langer Zeit zum erstenmal wieder aus allen Gauen Deutschlands Männer der beiden Konfessionen, der verschiedensten Berufe und Richtungen zu gemeinsamer Feier und gemeinsamem vaterländischen Zwecke zusammen. Der junge König hatte den von Friedrich Schlegel und den Brüdern Boisserée ausgehenden Gedanken des Aufbaues und der Gründung eines Dombauvereins zur Aufbringung der Kosten lebhaft aufgegriffen und rief mit seiner schwungvollen Rede allgemeine Begeisterung hervor. Mein Vater reiste mit einem Umweg über Jena und Offenbach zu dem Feste nach Köln und legte die Empfindungen und Gedanken, die ihn dort bewegten, den einleitenden Worten eines Schriftchens zugrunde, das er „den Genossen des deutschen Domfestes in der Erinnerung erhebender Gemeinschaft zu Rath und That" widmete: „Das Turnen und die deutsche Volkserziehung".

„Es ist Jugend in unserer Zeit", so beginnt die Schrift, „die deutschen Kräfte regen sich und wollen zu einander. — — Zunächst offenbart sich das in den materiellen Grundlagen des Lebens, da die Schlagbäume, die den Verkehr versperrten, fallen, da unser Volk sich in seinen Erzeugnissen ergänzt, und wir, die wir Jahrhunderte lang die Betrogenen fremder Völker waren, vor der Achtung staunen, die wir diesen nun einzuflößen beginnen, und daraus das kaum gekannte Gefühl eigner Selbständigkeit und einen Stolz zurückempfangen, der bis dahin nur in der Sprache und Literatur ein Unterpfand in der Idee besaß. — Das materielle Zusammenstreben mußte das Erste sein. — Wir werden uns nimmer im Materiellen begraben. Der gemeinsame Kölner Dombau ist zunächst das ideale Seitenstück zu den materiellen Unternehmungen Deutschlands." Dann heißt es weiter, daß auch das Turnen als Volkserziehungsmittel eine gemeinsame nationale Frage sei und daß es, von allen politischen Nebenzwecken befreit, in dem Ganzen des Volksunterrichts eine Stelle finden müsse usw. Um der Schrift eine vorurteilsfreie Aufnahme auch in Süddeutschland zu sichern, ließ mein Vater sie in Frankfurt a. M. anonym erscheinen.

Der vielseitig begabte, sich für Kunst und Wissenschaft lebhaft interessierende König suchte gern Fühlung mit dem Kreise der Berliner Professoren. 1841 ließ er in dem Theatersaal des Neuen Palais in Potsdam die Antigone und 1843 den Sommernachtstraum aufführen, Felix Mendelssohn hatte dazu die Chöre und die Ouvertüre komponiert. Mein Vater gehörte zu der beschränkten Zahl der Geladenen, von denen als Andenken an die Antigone-Aufführung jeder eine bronzene Medaille mit dem Bildnis des Sophokles zum Geschenk erhielt. Die Ouvertüre zum Sommernachtstraum „sprach

selbst ihn, den Unmusikalischen an. Aber am Meisten bewunderte er den umfassenden Genius des Dichters, der den Zauber der Traumwelt und die derben leibhaftigen Handwerker mit ihren Späßen, Athen und die Feen unvergleichlich zusammengebracht hat".

Am 25. März 1843 hielt mein Vater einen Vortrag in dem wissenschaftlichen Verein in der Singakademie über „Raphaels Schule von Athen", dem am 7. Februar 1846 ein Vortrag über „Niobe, Betrachtungen über das Schöne und Erhabene" folgte (vgl. Kleine Schriften Bd. 2). Als Zuhörer hatte er in der damals neu erbauten Singakademie schon 1827 den Vorlesungen Alexander v. Humboldts beigewohnt und sich an der allgemeinen Teilnahme „von dem Kronprinzen und den Prinzen und Prinzessinnen, den Ministern und Geheimräten an bis zu den Studenten herunter" gefreut. „Es hat etwas Erhebendes", schrieb er, „daß sich auf diese Weise alle Stände um die Einsicht Eines Mannes versammeln. Es findet sich das vielleicht auf diese Art nur in Berlin und ist Berlins Ehre." Und 1844 sagt er von dem wissenschaftlichen Verein: „Die Versammlung ist festlich. Der Redner sucht in der Truhe seiner Wissenschaft das beste Kleid heraus, und es ist bisweilen wie eine Sonntagsandacht, die die Wissenschaft giebt."

Die für wissenschaftliches Arbeiten unentbehrlichen Mußestunden wurden meinem Vater mehr und mehr durch Universitätsgeschäfte geschmälert, besonders als er 1842 zum Dekan und 1845 zum Rektor der Universität gewählt wurde. Der erste Band der schon vor einigen Jahren in Angriff genommenen „Historischen Beiträge zur Philosophie" konnte erst 1846 erscheinen.

Die zunehmenden politischen Spannungen, die einige Jahre später zur Entladung kommen sollten, machten sich auch in der Wissenschaft fühlbar und erschwerten in der Universität eine unparteiische nur der Sache dienende Geschäftsführung.

„Es ist schlimm", schreibt mein Vater am 11. April 1844 an seinen Schwiegervater Becker, „daß alle unsere wissenschaftlichen und religiösen Richtungen heutigen Tages unmittelbar politisch werden. Daher ist die Stellung eines Mannes sehr schwierig, der freie wissenschaftliche Erörterung erstrebt. Von der einen Seite wird sie gemißbraucht oder misdeutet, von der anderen eben darum streng ins Auge gefaßt. Aber ich kenne für unsere Universitäten, für unsere Zukunft kein größeres Gut. In dem bewegten Parteileben unserer Zeit muß es nach allen Seiten desto heiliger bewahrt werden. Aber die theoretische Muße, die stille schaffende Betrachtung leidet in der Unruhe, die durch so viele Dinge von außen eindringt."

Am 25. April heißt es in einem Brief an den Schwager Helmsdörfer: „Es beschäftigte uns hier, daß die Regierung — auch auf abermaliges Ansuchen — vier Lehrern der Universität, Vatke, Hotho, den beiden Benary die Einwilligung zur Herausgabe einer Literaturzeitung versagt hat, weil die Philosophie, zu der sie sich bekennen, die Hegelsche, dem bestehenden Staat u. der bestehenden Kirche feindlich sei. Ich habe lange

und unter den ungünstigsten Umständen mit Muth u. Freude gegen Hegels System und Schule gestritten, aber ich kenne in so geistigen Dingen nur geistige Waffen und ich bin über die polizeilichen betroffen. Jene hatten gewirkt, u. diese waren jetzt am wenigsten nöthig. Es liegen große Consequenzen nahe!"

Am 15. November 1844 schreibt mein Vater an Becker: „Unsere Universität ist in diesem Semester weniger besucht; wenigstens ist die theolog. Fakultät in Abnahme, was ich auch etwas in meinen Vorlesungen spüre. Man beruft und beruft, aber macht nur unsere Universität berufen, da sich allgemach die Meinung auswärts festsetzt, als ob man hier die Theologie und die Philosophie mache. Wir leiden unter solchen Richtungen."

Und am Silvesterabend 1845: „Ich gedenke immer gern einer Neujahrsnacht, die ich mit Euch in Offenbach feierte, und es blieb mir ein Wort im Gedächtniß, das Du damals sprachst: Nur die Idee erhalte uns jung. Du bliebst Deinem Worte getreu, und ich sage mir es gern auch heute vor und, um es zu erfüllen, wünsche ich mir Muße und den rechten Verstand sie zusammenzuhalten. In der letzten Zeit ging sie mir auseinander. — — Das Rektorat bringt natürlich manches zu thun, aber bis jetzt ging es im Ganzen gut. Ich habe es in meiner Antrittsrede den Männern der Regierung gegenüber offen erklärt, daß mir die geschriebenen und ungeschriebenen Rechte der Universitäten gleich sehr am Herzen liegen, und ich bereit bin, sie gleicher Weise zu vertreten. Doch ist es jetzt in einigen Fundamentalfragen still, was nach manchen Kämpfen ein gutes Zeichen ist. Dafür ists allerdings in anderen Kreisen desto reger."

In das Rektorat wurde mein Vater später noch zweimal durch das allgemeine Vertrauen seiner Kollegen berufen, 1856 und 1863. Dekan war er fünfmal, Mitglied des Senats so oft und so lange, wie es nach den Bestimmungen zulässig war.

1846 wurde er als ordentliches Mitglied in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Mit ihm zog nach längerer Zwischenzeit die Philosophie wieder in diese Körperschaft ein, deren erster Präsident der Philosoph Leibniz gewesen war, der aber in neuerer Zeit Philosophen, wie z. B. Hegel, nicht angehört hatten.

In das Jahr 1847 warf die nahende Revolution ihre Schatten voraus. Am 11. April fand im Weißen Saal des Königlichen Schlosses die feierliche Eröffnung des auf dem Boden der Provinzialstände aufgebauten „Vereinigten Landtags" statt, der aber, als er auf eine Erweiterung seiner Rechte über die ihm zugestandenen (Petitionsrecht, Mitwirkung bei der Verwaltung der Staatsschulden und Ratgebung bei der allgemeinen Gesetzgebung) hinaus bestand, schon am 26. Juni wieder geschlossen wurde. Zu der Eröffnung kamen auch viele Nichtpreußen nach Berlin, „die alle einen Happen von dem Stück Weltgeschichte abhaben wollten. Das durch die Hamburger und Kieler Eisenbahn nahe gerückte Holstein war in seinen politisch bedeutendsten Männern erschienen", unter anderen kamen Theodor Olshausen, der Präsident der Schleswiger Ständeversammlung Wilhelm Beseler, sein Bruder Georg, Droysen, Madai, Otto Jahn, alte Freunde,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die mein Vater bei sich zu sehen freute. „Aber die meisten Fremden", schreibt er, „sehen die Sache zu juristisch und advokatisch an und verkennen die nationalen Wurzeln und vergessen, welche eigenthümliche Beweggründe aus Preußens Weltstellung fließen."

In bezug auf die blutigen Märztage des Jahres 1848 und die Beteiligung der Professoren und Studenten an den politischen Vorgängen verweise ich auf die anschaulichen Schilderungen in den Briefen unserer Mutter („Ferdinande Trendelenburg" S. 162—179).

Im Herbst, als es in Berlin wieder ruhiger geworden war, reiste mein Vater nach Offenbach und kam unterwegs durch Frankfurt einen Tag nach dem Aufstande, dem die Abgeordneten v. Auerswald und Fürst Lichnowsky zum Opfer fielen. Er berichtet unserer Mutter in einem Brief aus Offenbach vom 20. September über die Frankfurter Eindrücke und schreibt weiter: „Inzwischen, liebe Ferdinande, blickt das friedliche ruhige, reiche Bild vom Mainthal in mein Zimmer, und das Wetter ist schön. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Und liebe häusliche Eindrücke, schöne Erinnerungen aus alter Zeit, und das Alte in neuem jungem Leben haben mich hier begrüßt. So Gott will, soll das Haus in den Stürmen unsere Zuflucht, unser Trost — und wenn wir Besonnenheit behalten, die Pflanzstätte einer besseren Zukunft sein."

Ähnlich schreibt er auf der Rückreise von Bonn aus an Frau Sophie Helmsdörfer: „Bleibt Ihr lieben Frauen nur dabei, in dem zerrissenen allgemeinen Leben im Hause ein befriedigtes heiteres Gesicht und Euch selbst Ruhe und Hoffnung zu bewahren. Die Männer werden sich auch wieder aus ihrer Thorheit zurechtfinden, und, so Gott will, bleibt doch am Ende dem Guten die Kraft."

Noch einige Briefauszüge politischen Inhalts aus den Jahren 1848 und 1849 möchte ich einfügen. Der erste Brief vom 11. September 1848, an die Schwester Karoline gerichtet, bezieht sich besonders auf den Deutsch-Dänischen Krieg und den unter Englands Einfluß in Malmö geschlossenen Waffenstillstand. Das Schicksal seiner Heimat Schleswig-Holstein, zu dem Eutin, wenn auch nicht staatlich, so doch dem Volksstamme nach gehörte, lag meinem Vater besonders am Herzen.

„Es ist freilich", heißt es in dem Brief, „der Waffenstillstand nicht vorteilhaft. Aber was half es, wenn das Heer an der Königsaue wie eine Mauer stand und die Dänen den deutschen Handel zerstörten? Die Schleswig-Holsteiner haben doch immer durch den Feldzug gewonnen. Das größte Unrecht, das ihnen geschehn, ist die Ernennung des Grafen K. Moltke[1]) zum Präsidenten. Es ist ein unbegreiflicher Mißgriff in den preußischen Unterhandlungen. An Moltke zeigt sichs, daß die Dänen inzwischen nichts gelernt und nichts vergessen haben, aber auch an seinem Geschick, daß die Schleswig-Holsteiner auch noch wissen, was sie wollen. Vielleicht ist dieser Mißgriff ein Glück. Er sammelte desto entschiedener alle zu Einem Ziel.

1) Graf Karl Moltke, rücksichtsloser Däne.

Die Holsteiner gehen ihren festen Schritt fort — und sie werden zum Ziel kommen. Dahlmann übereilte sich in seinem edlen Eifer. Schon besinnt man sich in Frankfurt — ich bin begierig auf die nächsten Nachrichten von dort; aber mit einer Majorität von 17 in einer Versammlung von fast 500 läßt sich kein Krieg gegen Dänemark oder gar gegen Preußen, das doch die Ehre des geschlossenen Vertrages aufrecht halten muß, oder gegen Europa führen. Die Sache offenbart die Unhaltbarkeit unserer jetzigen Lage. — Indessen kommen wir hoffentlich durch. Wäre es nur nicht, daß wir politisch noch immer Tag für Tag von der Hand in den Mund lebten. Wir fristen uns von heute bis morgen und sind dessen froh, aber ein dauernder fester Boden ist noch nicht da."

Ein Brief an den Vater Becker vom 28. November 1848 lautet: „Seit gestern, lieber Vater, sind wir um ein Töchterchen reicher.[1]) Ich melde Dir dies u. den lieben Deinigen mit Ferdinandens herzlichem Gruße. — —

Unter Wrangels Regiment haben Gottlob unsere Wöchnerinnen Ruhe — u. auch insofern hänge ich der eingetretenen Wendung der Dinge aufrichtig an. Ich hoffe von ihr das Gute, das auf dem andern Wege verloren ging. Ich habe nie die Gefahr verkannt, — aber die Regierung wird siegen, wenn sie sich treu bleibt, — und der Sieg des Königs wird ein Sieg der Nation sein. Es ist thöricht, am Rande des Abgrunds von der Rettung Reaktion zu fürchten. Ich halte sie für unmöglich, wenn man sie auch wollte. Ein Gespräch am Sonntag mit Hn. v. Ladenberg[2]) hat mich in meiner Hoffnung befestigt. Nur darf man auf Frankfurt in dieser inneren Angelegenheit nicht hören, insofern es sich scheut, das Recht scharf auszusprechen, — weil das Recht auf d. Seite der Macht ist, — vielmehr, wie Rießer ausführte, das Recht durch die Volksmeinung ‚mäßigt' (!) Eine Vermittelung — es giebt Augenblicke, in denen solche Halbheiten der Tod sind — führt uns ins Verderben. Denn die nächste Folge würde sein, daß ein s. g. volksthümliches Ministerium — das Maß für d. Volksthümlichkeit würde die Parthei sein, die um ihrer Zwecke willen die Anarchie der Steuerverweigerung decretirt u. die Brandfackel ins Land geschleudert hat — alles das zurückthun müßte, was hier vorwärts geschafft ist. Das wäre schlimmer als das alte. Wenn sich keine andern Männer wollten finden lassen, um den Schritt zu thun, der sie selbst dem Hasse u. der Wuth der Massen Preis gab: so verdient das Ministerium Brandenburg den Dank der Patrioten. Man erkennt es in Frankfurt an, aber zum Dank soll es entlassen werden. In diesem Augenblick ist wahrscheinlich schon in Brandenburg der Würfel gefallen. Die Versammlung war gestern nicht beschlußfähig — u. wird daher heute wol aufgelöst werden. Dann folgt eine Zwischenzeit, in der man allerdings wird weiter mit eisernem Besen kehren müssen. Aber es war der einzige Weg. Die Gelüste der Partheiführer sind entlarvt u. man

1) Am 27. November wurde unsere Schwester Emma geboren. Vorausgegangen war im Jahre 1842 die Geburt von Minna, 1844 von Friedrich und 1847 von Klara. Nanna folgte 1852.

2) Adalbert v. Ladenberg, vom 8. November 1848 bis 19. Dezember 1850 preußischer Kultusminister.

wird sich besinnen. Die Frankfurter Versammlung aber wird sich in den Augen Deutschlands geschadet haben, inwiefern sie, deren moralischer Einfluß größer war als der materielle, diesen moralischen Einfluß außer dem Recht oder nur im halben Recht sucht. Ich hoffe wir kommen durch — u. es ist nun die Aufgabe, das Vertrauen zur Regierung zu stärken u. offen mit ihr zu halten, wie in d. Jahren 1807 bis 13. Wir versuchen es auch zu thun, z. B. an der Universität und Akademie. Die innere Entzweiung des Staates ist, wie schon Plato sagt, der schwerste Krieg. Dessen muß man eingedenk sein."

Am 11. April 1849 schreibt er an denselben: „Hoffentlich feierst Du den Geburtstag unter Frühlingszeichen im Hause und draußen — und, will's Gott, auch im Volk und im Vaterland. Ich hoffe, daß durch alle Mißstimmungen hindurch das Rechte am Ende komme. Aber es muß als Starkes kommen. Sonst frommt es niemandem und wird uns zur Schmach. — Mich hat noch immer die Revolution aus der ruhigen Bahn meiner Arbeiten herausgeworfen, und ich treibe in meinen Studien zu viel Allotria, auf welche die Zeit mich hinwirft — aber damit wird kein Werk gefördert, das dauere." — —

Bei den Wahlen zur Frankfurter und Berliner verfassunggebenden Versammlung im Jahre 1848 war mein Vater als Wahlmann beteiligt. Er trat für das Zweikammersystem und in Preußen für ein starkes unabhängig über den Parteien stehendes Königtum ein und machte in einem Schriftchen „Eine Kammer oder zwei?" eigene Vorschläge für die Zusammensetzung der ersten Kammer. Jede der 10 Provinzen sollte von den Berufsgenossen als Männer des Vertrauens frei gewählt 2 Richter, 2 Geistliche, 2 Ärzte, 2 Lehrer, 2 Männer der Kunst, 2 Militärs, 2 Kaufleute, 2 Fabrikanten, 2 Handwerker, 2 Gutsbesitzer, 2 Bauern entsenden, wozu dann noch 7 Vertreter der Universitäten kommen sollten. Die so geschaffene Ständekammer, wenn man sie, freilich in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne, so nennen wolle, würde „eine Aristokratie der besonderen Einsicht sein, während in der Volkskammer die Demokratie der allgemeinen Gesinnung zum Rechte käme".

Die verfassunggebende Nationalversammlung, die im Mai 1848 in Berlin zusammengetreten und durch Königliche Order im November nach Brandenburg verlegt worden war, forderte zur Steuerverweigerung auf und wurde am 5. Dezember aufgelöst. Bei den Wahlen, welche sodann auf Grund einer oktroyierten Verfassung vorgenommen wurden, wurde mein Vater von dem dritten Berliner Wahlbezirk in die zweite Kammer gewählt und nahm die Wahl an. Präsident der Kammer wurde der Graf Schwerin. Bei den innerhalb derselben stattfindenden Wahlen in die Kommissionen wurde mein Vater Mitglied und teilweise Vorsitzender der Kommission zur Prüfung des Staatshaushaltes, der Petitions-, der Geschäftsordnungskommission und der Kommission für das Unterrichtswesen. In diesen Kommissionen lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit. In den Plenarversammlungen trat er wenig hervor, er war nicht der Mann schlagfertigen Debattierens, parlamentarischer Kompromisse und einseitiger Parteipolitik.

Sein politisches Programm legte er in einer Rede nieder, die er am 25. September 1849 bei der Beratung über den Paragraph 108 der von der Kammer zu revidierenden Verfassung hielt. Der Paragraph sollte jede Unterbrechung in der Steuerzahlung verhindern. „Leider unterlag die Sache, die er für die Festigkeit des Staates und die Sittlichkeit des Volkes als notwendig erachtete."

„Bei der Prinzipienfrage", so beginnt die Rede, „die uns teilt, lassen Sie uns von einem Wunsche ausgehen, der uns alle ungeteilt beseelt, von dem Wunsche eines freien und festen Preußens. In der Geschichte ist die Freiheit und Festigkeit nicht selten im Widerspiel, in einem feindlichen Gegensatz. Wird die Freiheit allein erstrebt, so löst sie den Bestand auf, wird die Festigkeit allein erstrebt, so macht sie erstarren. Es ist das Ziel aller Staatskunst und daher auch der Staatskunst dieses Hauses, daß sie die Freiheit mit der Festigkeit und die Festigkeit mit der Freiheit mäßige. Zwischen zwei Klippen, der Gefahr der Auflösung, die in der Freiheit liegt, und der Gefahr der Unterdrückung, die in der Festigkeit lauert, gibt es nur einen schmalen Fahrweg. Mag es uns heute als guter Steuerer gelingen, mit dem Staatsweg den rechten Fahrweg zu treffen! Mit dem Spruch ‚frei aber fest' bin ich in den bewegten Zeiten des vorigen Jahres in die Wahlversammlungen getreten. Ich gedenke heute, durch die beruhigteren Tage unverlockt, diesem Wahlspruch getreu zu bleiben."

Mein Vater schloß sich der Fraktion der Altliberalen an. Von seinen Kollegen in derselben standen ihm besonders nahe der rheinische Schulmann Landfermann und der Jurist Georg Beseler.

Nach den zeitraubenden und ermüdenden Sitzungen in der zweiten Kammer wartete meines Vaters zu Hause neben den Berichten und Vorbereitungen für die Kommissionen noch die Arbeit des Professors. Die Abgeordnetenzeit war daher eine recht anstrengende. Aber mitunter fiel doch ein erfrischendes Viertelstündchen ab, in dem der Familienvater zu seinem Recht kam. So schreibt er am 6. Juli 1850 an unsere Mutter, die mit dem ältesten Töchterchen Marie in Haffkrug an der Ostsee weilte:

„Karoline und Minna fand ich gestern, als ich des Morgens nach Hause kam, sehr eifrig an der Wandkarte, und Charlotte[1]) demonstrirte an ihr mit dem neuen schwarzen Kantel, nachdem sie sich aus dem Daniel, der auf dem Tische lag, Raths erholt hatte. Friedrich reitet gern auf dem grünen Querbalken, den Herr Krüger auf dem Hof aufrichten ließ, und fühlt sich so hoch ganz stolz. Klara, die kleine klare, hält mit ihrem Bruder gute Gemeinschaft, und Emma nennt und benennt die Dinge von Tag zu Tag mehr. Sie handelt darin mehr gegen des Vaters Theorie als die anderen Kinder, die mehr den Thätigkeiten entgegen jubelten. Das ist die glückliche Kinderwelt, in der man die Sorgen der Politik vergißt. Sie nagen (— —?) an mir wegen Schleswig-Holstein."

Die Herbstferien benutzte der Vater zu einer Wanderung durch das Riesengebirge zusammen mit Dr. Peters, dem späteren Professor der Zoologie

1) Unsere Cousine Charlotte Helmsdörfer.

in Berlin, und blieb dann noch einige Zeit allein in Warmbrunn. Hier vermittelte er folgenden Briefwechsel zwischen seinem Söhnchen Friedrich und dem Berggeist des Riesengebirges Rübezahl. Rübezahl schreibt:

„Lieber Friedrich, Gestern begegnete ich Deinem Vater in einer Waldschlucht — ganz oben auf dem Berge. Da zog er aus seiner grünen ledernen Tasche einen Brief und sagte: den hat Dir mein Friedrich geschrieben. Ich brummte, daß die Frauen, die bei ihm waren, erschraken, und sagte: Mensch, ich kann nicht lesen. Ich lese nur, was der liebe Gott mit seinen Fingern in die Berge und Thäler schreibt. Lies mir den Brief vor. Er that es, da freute ich mich, daß Du von meinen Geschichten weißt. Hyänen und Bären und Affen habe ich hier nicht. Aber schicke mir welche her. Denn den Löwen will ich zu meinem Hunde machen, die Hyäne zu meiner Hauskatze, der Bär soll mir was vortanzen, und der Affe soll einmal sehen, ob er mir nachklettern und -springen kann. Denn ich klettere nicht auf einen Baum, sondern auf die Felsen, wo es steil ist, und springe nicht von einem Zweig zum andern sondern von Bergspitze zu Bergspitze. Das geht lustig — husch, husch. Ich habe auch Deinem Vater gezeigt, wie ich meine Burg baue, — mit Granitblöcken. Die werf' ich wie einen Ball in die Luft, und wenn sie niederfallen, liegen sie gerade recht und besser als Euer Mauermann die Steine legt. Wenn Du mir den Löwen und den Affen schickst, so will ich Dir gut sein — und dann soll der heilige Nikolas Dir von mir was mitbringen — und Du sollst Dich nicht fürchten

vor Deinem Rübezahl.

Ps. Weil ich nicht schreiben kann, bin ich diesen Morgen nach Warmbrunn zu Deinem Vater gegangen und bin bei ihm durch die Weintrauben ins Fenster gestiegen und habe ihm gesagt: Schreib das dem Friedrich und grüße auch seine Schwestern."

Die augenscheinlich mit Hilfe des Elementarlehrers, der uns Kinder unterrichtete, verfaßte Antwort des sechsjährigen Friedrich lautete:

„Lieber Berggeist! Wie geht es Dir? Uns geht es gut. Gestern habe ich Deinen Brief bekommen, ich danke Dir auch vielmals. Diese Thiere kann ich Dir aber nicht schicken, ich will sie Dir aber beschreiben. Der Löwe ist das stärkste von allen Thieren, er ist auch gut und edelmüthig, aber wenn man ihn reizt, wird er wüthend. Die Hyäne ist eins der fürchterlichsten Thiere in der Welt. Sie ist viel wüthender als der Wolf, fürchtet sich vor dem Tiger und Leopard nicht, und wehrt sich sogar gegen den Löwen und geht sowohl bei Tag als bei der Nacht auf den Raub aus. Bären giebt es zweierlei, Landbären und Wasserbären. Die Landbären leben und wohnen auf dem Lande, die Wasserbären oder weißen Bären hingegen halten sich mehr im Wasser und auf dem Eise als auf dem Lande auf. Die Affen sind sehr possierlich, sie klettern sehr viel, manchmal klettern sie auf den Baum und schaukeln sich auf den Zweigen. Grüße Vater von Deinem Friedrich. Donnerstag Nachmittag."

Der kleine Friedrich erhielt dann als Geschenk von Rübezahl bei des Vaters Rückkehr Rübezahls Ebenbild mitgebracht in Gestalt einer kleinen

aus Holz geschnitzten Figur, die, auf einer Spiralfeder angebracht, beim Öffnen des Gehäuses überraschend hervorsprang. —

Das Jahr 1850 brachte den deutschen Patrioten schwere Enttäuschungen. Nach längeren Verhandlungen schloß Preußen, zugleich als Vertreter des Deutschen Bundes, mit Dänemark den Berliner Frieden vom 2. Juli, in dem es sich verpflichtete, seine Truppen, die ein Jahr zuvor bis Aarhus in Jütland vorgedrungen waren, aus den Herzogtümern zurückzuziehen. Die im Stich gelassenen Schleswig-Holsteiner versuchten den Kampf mit den Dänen unter Führung des Generals v. Willisen allein fortzusetzen, wurden aber bei Idstedt geschlagen. Am 29. November schloß dann v. Manteuffel mit dem Fürsten Schwarzenberg die bekannte Olmützer Konvention ab, in welcher Preußen vor Österreich, hinter dem Rußland stand, in allen strittigen Fragen vollständig zurückwich. Auf den zum Teil schon ins Werk gesetzten Plan einer Deutschen Union unter Preußens Führung wurde verzichtet, die Exekution des Bundestages gegen die Untertanen des tyrannischen Kurfürsten von Hessen wurde genehmigt, die Schleswig-Holsteinische Armee aufgelöst und Schleswig den Dänen ausgeliefert.

In der zweiten Kammer kam die Olmützer Konvention bei Beratung einer Adresse an den König als Antwort auf die Thronrede zur Verhandlung. Die Adresse, welche von einer Kommission unter der Leitung von Ernst v. Bodelschwingh entworfen war, billigte die Schritte der Regierung. Die Konservativen, darunter auch v. Bismarck, traten für den Kommissionsentwurf ein, Freiherr v. Vincke opponierte mit großer Schärfe und verlangte den Rücktritt des Ministeriums. Ein anderer Antrag, für den auch mein Vater seine Stimme abgab, wollte die Adresse an die Kommission zurückverweisen. Als die Adresse dann in der von der Kommission vorgeschlagenen Fassung angenommen war, legte er, enttäuscht über die Haltung seiner Fraktion und in dem Gefühl, daß Preußens Ehre preisgegeben sei, andererseits nicht gewillt, sich der demokratischen Opposition anzuschließen, sein Mandat am 7. Januar 1851 nieder. Aber er schied aus seiner Fraktion in vollem Frieden. Man hatte Achtung vor seiner Überzeugungstreue, und „die Fraktion lud den Abtrünnigen zu ihrem Abschiedsschmause ein".

Eine literarische Frucht der Abgeordnetenzeit ist der am 2. Mai 1850 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Vortrag „über die Methode bei Abstimmungen" (Kleine Schriften II, S. 24 ff.). Die eingehenden auf die römischen Senatswahlen zurückgreifenden geschichtlichen Studien und die eigenen im Streite der Parteien gesammelten Beobachtungen, die in der Abhandlung verwertet sind, zeigen, mit welcher Gründlichkeit er alle Fragen durchdachte, die mit seiner Tätigkeit als Abgeordneter in Zusammenhang standen.

Im Herbst 1851 reiste mein Vater zum Besuch der ersten Weltausstellung nach London. Er bewunderte das in riesigen Dimensionen aus Eisen und Glas erbaute Ausstellungsgebäude und die Fülle der Waren und Maschinen, die ein Bild gaben von dem die Welt umspannenden Handel und der die Welt versorgenden Industrie Großbritanniens, freute

sich an den Antiken des Britischen Museums und suchte in Eton und Oxford sowie durch den Besuch von Industrieschulen, Waisenhäusern und Erziehungsanstalten für zurückgebliebene Kinder das englische Unterrichts- und Erziehungswesen kennenzulernen. Mit Interesse beobachtete er auch die vielen praktischen Einrichtungen, durch die sich die Engländer trotz der Enge der Londoner Wohnungen ihr Heim behaglich zu machen verstanden. „Ich werde indessen", schreibt er, „von Vergleichen und Nacheifer nicht mehr heimbringen als uns gut ist. Wir Deutschen müssen uns nach der Decke strecken." — „Im Britischen Museum", heißt es in dem Brief weiter, „berührte es mich wunderbar, als ich an den schönen Statuen des Parthenons mit eigenen Augen sah, was der Geist des Phidias geschaffen und vielleicht seine eigene Hand berührt hatte, aber tiefer war ich ergriffen, als ich in dem Zimmer der orientalischen Manuscripte der Büste von Friederich Rosen gegenüberstand. Sie war die einzige im Saal, leider schon schmutzig von der Londoner Athmosphäre, — ich hielt unter ihr Andacht — ich habe keinen gelehrteren, keinen thätigeren, keinen reineren Mann gekannt — und kaum verdiente ich seine herzliche Freundschaft."

Wohltuende Stille zur Sammlung nach der Unruhe des Tages fand er in dem außerhalb der Stadt in Highgate gelegenen Hause des unitarischen Geistlichen Herrn Yates, eines Freundes der Beckerschen Familie aus der Offenbacher Zeit, der ihn einlud, bei ihm zu wohnen, und sich ihm in liebenswürdigster Weise als Ratgeber und Führer zur Verfügung stellte. Auch mit anderen alten Freunden und Bekannten gab es ein erfreuliches Wiedersehen, so mit Herrn Leyson Lewis, Gutsbesitzer in East Farleigh bei Maidstone in Kent, ebenfalls Unitarier, der früher als Pensionär in Offenbach gewesen war und dann in Berlin die Vorlesungen meines Vaters besucht hatte. Herr Lewis und seine Frau, die Tochter des Professors der Philosophie und unitarischen Bischofs Martineau in London, haben zeitlebens zu den treuesten Freunden unseres Hauses gehört. —

Gegen seine Gewohnheit reiste mein Vater in den Herbstferien des nächsten Jahres (nach der Geburt unserer jüngsten Schwester Ferdinande) zu einer wissenschaftlichen Wanderversammlung, der Philologenversammlung, die in Göttingen tagte, und dann von dort nach Oldenburg zu seiner Schwester und seinem Schwager Lentz. Von wissenschaftlichen Kongressen hielt er nicht viel, „zweimal ging er in Göttingen in Blumenbachs Schädelsammlung, um zu betrachten statt zu hören", und die Briefe nach Hause, in der Aula während der Vorträge geschrieben, sind in etwas ironischem Ton gehalten. „Nahe dem hübsch mit Gold gezierten Katheder sitzt der Präsident Hermann in einem stattlichen purpurnen Lehnstuhl, ihn auch mit dem Umfang seines Leibes, nicht blos seiner Gelehrsamkeit, würdig füllend. Auf den von Dorischen Säulen getragenen Gallerien stehen einige Studenten, nicht ohne Neugierde und Sarkasmen in ihrem Gesicht. Vielleicht hat die Jugend Recht. — — Inzwischen war Forchhammer angekommen, der die Mainzer Versammlung der Historiker, die Naturforscherversammlung in Wiesbaden, die Traubenerndte in der Pfalz mitgemacht hatte. Die Holsteiner sagten ihm, er habe alle Versammlungen bereist,

nur auf dem Kirchentag habe man ihn weggewiesen. — — Das Wetter ladet nicht ins Weserthal ein, und wahrscheinlich gehe ich morgen direkt nach Hildesheim und weiter nach Oldenburg. Die historische Untersuchung der Trendelburg will ich dann getrost meinem Sohn überlassen, der es leichter haben wird, da schon eine Eisenbahn von Kassel über Hofgeismar nach Carlshafen geht."

Je weiter das Leben vorrückte, und je weniger die auch in den Ferien, wenn er zu Hause blieb, zum Teil fortlaufenden amtlichen Geschäfte ungestörte Mußestunden übrig ließen, um so mehr wurde es meinem Vater zum Bedürfnis, die herbstliche Ferienreise auch zu wissenschaftlicher Arbeit zu benutzen. Gern zog er sich an die See, nach Helgoland, Misdroy, Heringsdorf, Wyk, Zoppot, oder in ein stilles Tal in Süddeutschland oder der Schweiz, nach Güntersthal, Auerbach, Unterseen zurück, freute sich an dem Verkehr mit dort angetroffenen befreundeten Kollegen auf den Spaziergängen, hielt aber daran fest, daß ein großer Teil des Tages der Arbeit am Schreibtisch gehörte. Besonders lag ihm sein „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" am Herzen, zu dem er seit etwa 1840 Material gesammelt und dessen Hauptgedanken er schon im Sommersemester 1843 seinen Zuhörern vorgetragen hatte. Erst im Herbst 1858 in Auerbach brachte er das Buch im wesentlichen zum Abschluß. (Es erschien im Druck 1860.) Dort in dem uns allen wohlbekannten Gasthaus zur Krone und seinem von den Wipfeln alter Bäume beschatteten Garten mit dem Blick auf die von Burgruinen gekrönten Berge des Odenwaldes weilte er mit Vorliebe. 1858 war er in Auerbach mit Ernst Curtius und und seiner Frau zusammen und freute sich, die Bekanntschaft des dortigen Pfarrers Steinberger zu machen, eines sich für Philosophie interessierenden Mannes, „der, indem er an das Herz seiner Bauern anklopfte, die tiefsten Gedanken anregte". Später, nach der Verheiratung unserer Schwester Marie mit Paul Schmieder, stand ihm in deren Hause in Cleve, Barmen und Kolberg immer eine Studierstube zur Verfügung, die er gern benutzte.

Die Bücherkiste, die meinen Vater in die Ferien begleitete, enthielt außer dem wissenschaftlichen Material für seine Arbeiten auch einige Bücher allgemeineren Inhalts, meist von älteren Klassikern. Moderne Literatur, insbesondere Romane, lagen seinem Interesse fern. Aus dem Seebad Zoppot schreibt er am 18. September 1862 an mich nach Schottland: „Halte Dich allenthalben, wie Du mit Newton thatst, am Klassischen. Ein klassisches Buch veraltet nicht, wenn auch die Hypothese desselben fällt. Ein klassischer Geist berührt uns mit ganz anderer anregender Kraft als die Compendien und die Quellen zweiter und dritter Ordnung. Im kurzen Leben soll man für die untergeordneten Geister keine Zeit haben. — Wenn Du in mein Zimmer sähest und die Bibliothek betrachtetest, die mich hierher begleitet hat, so fändest Du fast nur Klassiker, neben dem Horaz, um klassische Erinnerungen der Jugend aufzufrischen, die Metaphysik des Aristoteles — — und neben dem Neuen Testament Thomas a Kempis de imitatione Christi".

Thomas a Kempis war ihm ein besonders lieber Freund. „Das Buch", heißt es in dem Brief, „ist nicht so mystisch, wie man sich beim Titel denkt, aber von evangelischem Geist vor der Reformation. — Es ist nicht geeignet es rasch durchzulesen, aber eine Seite und etwas mehr wirkt auf die Stimmung des Gemüths. Es trägt die Spuren seiner Zeit und des kirchlichen mönchischen Wesens allenthalben an sich; aber es hat dennoch eine eigene Kraft, das menschliche Herz stille in Gott zu machen und zum Frieden zu führen. Dieser Ernst ist uns doch in jedem Lebensalter nöthig. Oft überrascht es mich, wie der contemplative Mönch den alten Stoikern begegnet, wie da, wo er in der Versuchung das principiis obsta ausführt. Nam primo occurit menti simplex cogitatio, deinde fortis imaginatio, postea delectatio et motus pravus et assensio.[1]) Es ist vollkommen der Gang der Begierde, die uns überwindet; das menschliche Herz bleibt sich darin ewig gleich. Daher giebt es auf diesem Gebiete nicht solche neuen Entdeckungen wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, aber um so mehr muß man das Klassische, in welchem sich die Empfindungen der Jahrhunderte wiederfinden, hoch halten. — Thomas a Kempis schreibt zwar etwas scholastisches Latein, aber das thut nichts, seine Sprache spricht doch zum Gemüth. Simplex veri sigillum."

Um dieselbe Zeit studierte mein Vater das Buch von Darwin, on the origin of species etc., das ihn besonders wegen des Versuches, das Zweckmäßige in der Natur zu erklären, sehr interessierte. Die Schwächen der damals vielfach mit kritikloser Begeisterung aufgenommenen Lehre Darwins blieben ihm nicht verborgen. „Ich wünschte mich", schreibt er, „noch mehr von Kenntnissen im Einzelnen unterstützt. Die Fülle von Erfahrungen, die vergleichende Auslegung, der kühne Scharfsinn ziehen in dem Buche an. Aber ich zweifle, ob man mit diesen anschaulichen, anscheinenden Prinzipien so weit kommt. — Die Analogie kann so weit nicht tragen. — Trotz der ungemessenen geologischen Zeiten, in welchen das Allmählige große Unterschiede erzeugt haben soll, geht es doch ohne Sprünge nicht ab. Hinter den mannigfaltigen Gestalten des Lebens steckt noch etwas anderes."

Häufig mußten die Ferien auch zur Ausarbeitung von einzelnen Vorträgen und Festreden benutzt werden, die mein Vater zu halten hatte. „Ich habe", schreibt er am 8. April 1863, „in meinem Leben nur zu viele solche vereinzelte Themata in vereinzelten Vorträgen behandeln müssen. Es wäre besser, ich hätte die Zeit, die sie kosteten, zu einem Buch sammeln können. Es hätte mehr gewirkt. Dessen ungeachtet, habe ich mich immer streng an den Grundsatz gehalten, nie meine Zuhörer gering zu achten und zu denken, dies oder jenes sei für eine solche Gelegenheit gut genug."

Als ständiger Sekretär der Akademie hatte er von 1851 ab alle vier Jahre zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen, ihres zweiten Stifters, die Festrede zu halten, eine durch die Wiederholung unbequeme Aufgabe. Durch eingehende Vorarbeit, z. T. in den Akten des Staats-

1) Zuerst kommt der Seele der einfache Gedanke, dann die intensive Vorstellung, nachher die Freude daran, die Willensbewegung zum Schlechten hin und der Entschluß.

archivs, wußte mein Vater dem Thema immer neue Seiten abzugewinnen und wertvolle Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen und seiner Staatsmänner zu bringen. Auch die Reden an den Geburtstagen der regierenden Könige und Friedrich Wilhelms des Dritten führten ihn in die Geschichte Preußens hinein, für dessen Eigenart jederzeit einzutreten ihm ein in fester Überzeugung wurzelndes Herzensbedürfnis war. Schon als er sich bald nach seiner Promotion durch das Examen pro facultate docendi das Recht der Anstellung als Gymnasiallehrer in Preußen erworben hatte, schrieb er: „Preußen ist und bleibt das Palladium Deutschlands; in diesem deutschen Sinne bin ich gern ein Preuße".

Gegen Ende des Jahres 1858 wurde meinem Vater die Stelle des Geheimrats Schulze im Kultusministerium angeboten, er lehnte das Anerbieten ab und schrieb seiner Schwester Marianne: „Man traute mir ein reges Interesse für unsere deutschen Universitäten zu, Kenntniß ihrer Bedürfnisse, Fähigkeit, die wissenschaftlichen Männer herauszufinden, und einige Geschäftserfahrung. — Ich konnte mich von der schönen Thätigkeit an der Universität nicht lostrennen und noch weniger, obwohl dies mir vorgeschlagen wurde, das neue Amt mit dem alten vereinigen. Ich habe immer — und noch in meiner Rektoratsrede — mich dagegen erklärt, daß man seine Kraft an der Universität halbire — und nun sollte ichs selbst thun! Ich stehe in einem — Gott sei Dank — mich befriedigenden Lebensberuf, indessen wenn ich ihn befriedigen soll, bedarf ich mehr wissenschaftliche Muße, nicht weniger. Ich wäre durch die scheinbar glänzende Vereinigung zweier Ämter nothwendig in zwei Halbheiten auseinander gefallen — und zwei Halbheiten geben nie ein Ganzes. Ich muß streben, dies mehr zu sein, aber nicht weniger. Mir liegen noch wissenschaftliche Gedanken und Aufgaben im Sinne, welche ich ausführen möchte. Aber damit hätte es ein Ende gehabt, und als Folge davon wären auch die Vorlesungen inhaltloser und mechanischer geworden. — Könnte ich mich verdoppeln, so thäte ich es, aber sich halbiren ist unrecht." —

Für das letzte Jahrzehnt im Leben meines Vaters, für die traurige Zeit des Kranksein, die Erlebnisse während des Krieges 1870 und 71 und für die letzten schweren Tage geistiger Umnachtung vor dem erlösenden Ende verweise ich auf die Erzählung und die begleitenden Briefe im Mutterbuch. Nur Weniges habe ich dem hinzuzufügen.

In eine peinliche Lage brachte meinem Vater 1869 die Berufung in die Brandenburgische Provinzialsynode, die ihm ganz überraschend zuteil wurde. Die Synode hatte über eine neue Verfassung der Kirche Beschluß zu fassen und „die Vorlage entsprach in der dogmatischen Grundlage seiner Überzeugung nicht", und so konnte er nur ablehnen, was ihm aber dem Könige gegenüber schwer wurde. Das charakteristische Schreiben, in dem er die Gründe zur Ablehnung darlegt, lautet:

Berlin, den 3. November 1869.

An den hochwürdigen evangelischen Ober-Kirchenrath.

„Dem hochwürdigen evangelischen Ober-Kirchenrath zeige ich ehrerbietig an, daß ich dessen geneigte Benachrichtigung von dem Erlasse emp-

fangen habe, durch welchen unter dem 30. v. Monats des Königs Majestät Allergnädigst geruht haben, mich zum Mitgliede der nächstens zusammentretenden außerordentlichen Provinzial-Synode der Provinz Brandenburg zu berufen. Den gnädigen Willen Seiner Majestät erkenne ich mit ehrfurchtsvollem Danke.

Nach dem Gange der Geschäfte darf ich voraussetzen, daß der Königlichen Berufung die Vorschläge des evangelischen Ober-Kirchenraths vorangingen und zu Grunde liegen; und ich spreche für das mir darin bewiesene Vertrauen den tiefsten Dank aus.

Wäre es mir vergönnt gewesen, vorher von einer solchen Absicht etwas zu wissen oder nur zu ahnen: so würde ich mich bemüht haben, offen und aufrichtig dem hochwürdigen evangelischen Kirchenrath darzulegen, warum ich mich zu solchem Werke für unberufen und untauglich halte.

Ich habe Kirchenverhältnisse und Kirchenverfassung nie so speciell studirt, wie es sich für mich ziemte, wollte ich in der Gesetzgebung der Kirche mitarbeiten; ich habe weder je in der Kirche ein Amt bekleidet noch gesucht; ich habe in Dingen der Kirche keine Erfahrung, die mir für die Fragen, um welche es sich handelt, sicheren Takt gäbe. Daher bin ich überrascht, daß ich unvorbereitet über den Gesetzentwurf für das wichtigste Glied in dem Bau der evangelischen Landeskirche in etwas mehr als acht Tagen müßte schlüssig werden. Es ziemt sich mir als Lehrer unserer Universität nicht, mit unsicheren Vorstellungen in die Gemeinschaft der Berathung einzutreten.

Ich verkenne nicht, welche große Aufgabe vorliegt, und begleite den Schritt Seiner Majestät des Königs mit heißen Wünschen.

Ich bescheide mich, über das Maß der Freiheit, das man der selbstständigen Kirche und den Laien in ihr gewähren kann, kein Urtheil zu haben, aber nach dem idealen Zuge, dem ich folge, wünsche ich mehr. Diesem Wunsche müßte ich in der Synode meinen Ausdruck geben. Und doch widerstehen mir Verbesserungsvorschläge, das Flickwerk der Gesetzgebung. Auch fehlte mir zu dem sichern Griff, den sie erfordern, die kirchliche Erfahrung, und fremder würde ich wahrscheinlich mich ungern überlassen.

Vor allem aber bin ich, was ich nie verhehlt habe, kein Dogmatiker.

Wenn ich in § 5 des Proponendum mitbeschließen soll: ‚Die Provinzialsynode steht auf dem Grunde des lautern Wortes Gottes alten und neuen Testaments, wie es in den ökumenischen und den in der Provinz zu Recht bestehenden reformatorischen Bekenntnissen unserer evangelischen Landeskirche bezeugt ist': müßte ich vor Allem in striktem Sinne auf demselben Grunde stehen. Denn wo das Gesetz spricht, nehme ich keine laxe Deutung an. Ich brauche nicht zu sagen, welche Schwierigkeiten für den, der es wissenschaftlich und ernst mit diesen kirchlichen Bestimmungen nimmt, fast in jedem dieser Worte liegen.

In § 5. 1. nach welchem die Provinzial-Synode über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen wacht, scheint die Möglichkeit zu liegen, daß die Provinzial-Synode diese Ueberwachung oder wenigstens diese Wach-

samkeit auf die Universität, namentlich die theologische Fakultät, ausdehne. Wenn dies nicht gemeint ist, würde es einer Erklärung bedürfen. Die Freiheit der Forschung kann ihr Maß nur in der Sache haben.

Ich erkenne dankbar die Segnungen, die ich in einem schon vorgeschrittenen langen Leben in der evangelischen Kirche genossen habe. Ich habe in ihr die freie Luft geathmet, die ich für mein Denken bedarf, und bin überzeugt, daß ich, wie Andere, sie auch ferner darin athmen werde. Aber der Paragraph hat mein Gewissen ermahnt, daß ich an einem Gesetz nicht mitbauen dürfe, dem ich in strengem Sinne selbst nicht genüge. Ich kann weder mir noch Andern die Freiheit verschränken wollen, die sich jener dogmatischen Grundlage gegenüber in der Entwickelung der evangelischen Kirche gebildet hat.

Ich wünsche, der evangelischen Kirche zugethan und dankbar, in meinem Kreise und in den Wegen, die mir zugänglich sind, so viel an mir ist, ihr Bestes fördern zu können. Aber heute an ihrem Verfassungsrecht mitzubauen bin ich nicht berufen.

Es ist mir eine Sache des Gewissens dies offen zu bekennen, und ich habe zu Seiner Majestät dem Könige das freudige Vertrauen, daß sein königlicher Geist in diesem Bekenntniß keinen Ungehorsam gegen Seinen Befehl, sondern die gewissenhafte Überlegung sehen wird, welche vor Allem in kirchlichen Dingen sein Wille ist.

Hiernach bitte ich den hochwürdigen Ober-Kirchenrath ehrerbietig, unter Einsendung meiner Bedenken Seiner Majestät dem Könige vortragen zu wollen, daß die Voraussetzungen nicht zutreffen, unter welchen derselbe mich zur Theilnahme an der außerordentlichen Synode der Provinz Brandenburg vorgeschlagen, und sich für mich geneigtest dahin zu verwenden, daß des Königs Majestät mich von der geschehenen Berufung in Gnaden zu entbinden geruhe.

A. Trendelenburg, Professor.

Bald darauf wurde mein Vater nach anstrengender Arbeit bei der Fertigstellung seiner letzten akademischen Rede zum Gedächtnis Friedrichs des Großen („aus Friedrichs des Großen politischen Vermächtnissen vom Jahre 1752 und 1768") von einem Schlaganfall betroffen, der eine leichte Lähmung auf der einen Körperhälfte zurückließ. Die Geisteskräfte blieben unversehrt, aber die Sprache war etwas behindert, und die Unfähigkeit, wie früher nur der Arbeit zu leben, lastete schwer auf seinem gegen alle Eindrücke empfindlich gewordenen Gemüt. Die Rede wurde in der Akademie von Curtius verlesen. Seine Vorlesungen mußte der Kranke zunächst ganz einstellen, konnte sie aber nach einem kräftigenden Aufenthalt am Genfer See und in Eisenach teilweise wieder aufnehmen. Die unfreiwillige Muße benutzte er dazu, die dritte Auflage der „logischen Untersuchungen" und die nochmalige Herausgabe seiner bisher vereinzelt erschienenen Reden und Vorträge, als „kleine Schriften" gesammelt, vorzubereiten. Er nannte diese Beschäftigung sarcinas colligere, sein Gepäck zur Abreise zusammensuchen. Angeregt durch die Erfahrungen des Krieges verfaßte er seine letzte Schrift,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Lücken im Völkerrecht, Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870", in der er an Kants „philosophischen Entwurf zum ewigen Frieden" anknüpfend dafür eintritt, die strittigen Fragen über Contrebande, Prisengerichte, Schutz des Privateigentums, Bruch der Neutralität usw. durch einen völkerrechtlichen Ausschuß zu regeln.

Im Herbst 1871 konnte er noch eine Reise nach Oldenburg zu seiner Schwester Marianne unternehmen, die durch den Tod der Schwester Karoline am 31. März 1871 vereinsamt war. In seinem geliebten Eutin war er zum letzten Mal zu Pfingsten 1868 gewesen, er hatte dort im Voßschen Garten am See dem Zwitschern der Vögel gelauscht, auf dem alten Platz seines Vaters in der Kirche sitzend hatte er der Predigt seines Freundes Wallroth beigewohnt und war mit unserer Schwester Emma, die ihn auf der Reise begleitete, auf den Kirchturm gestiegen, um ihr das schöne Land ringsum mit seinen Seen und Wäldern, Fluren und Hecken zu zeigen.

Am 20. Dezember 1871 starb meines Vaters Schwägerin und alte Freundin Sophie Helmsdörfer.

Seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und über das Weihnachtsfest breitete der nahende Abschied seine Schleier. Aber das Schwerste stand noch bevor. Nach einer schlaflosen Nacht rief mein Vater mich am 16. Januar 1872 zu sich, schloß mit fester Hand seinen Schreibtisch ab und sagte mit ruhiger Bestimmtheit, ich solle für das Haus sorgen und zusammen mit dem Hausarzt über ihn verfügen, wenn er selbst nicht mehr Herr über sich sein würde. Dann begann die Umnachtung seines Geistes, die dagegen ankämpfende Willenskraft erlahmte, die Hemmungen versagten, Erinnerungen an seine Eltern und an schwierige Fakultätsverhandlungen aus letzter Zeit beschäftigten, sich ungeordnet durchkreuzend, die sich mehr und mehr verwirrenden Gedanken. In einer Anstalt für Nervenkranke in das nahe gelegenen Pankow, in der mein Freund Heinrich Hadlich Assistent war, fand er treueste Pflege. Auf dem Wege dorthin ließ er sich noch einmal an der Universität vorüberfahren und begrüßte freudig erregt die mit klingendem Spiele vorbeimarschierende Schloßwache, „unsere Preußischen Jungen".

Schon nach wenigen Tagen — schneller als zu erwarten war — am 24. Januar wurde mein Vater durch den Tod von allem weiteren Leide befreit.

Gleich nachdem uns die Trauernachricht zugegangen war, traf ein Bote ein, der dem Verstorbenen am Gedächtnistage Friedrichs des Großen den Orden pour le mérite überbringen sollte.

Wie mein Vater es gewünscht hatte, sprach bei der Bestattung auf dem Domfriedhof der Professor der Theologie Kleinert, der früher sein Zuhörer und dann sein Kollege an der Universität gewesen war. „Am Sarge eines Mannes trauern wir, dessen Leben Zeugniß gegeben hat, wie es ihm nirgends zu thun war um den äußeren Schein des Wirkens, sondern wie all sein Thun ausging von dem tiefen Ernst einer unabläßig an sich selbst und in sich selbst, und darum mit Segen und Erfolg an Anderen arbeitenden Seele; und an dessen Werken es vielleicht der stillste, aber sicher nicht der geringste Glanz gewesen ist, daß sie nur die reife Frucht waren an dem

Baum eines fest gegründeten, klar geordneten und allezeit auf das Höchste gerichteten Lebens." Es waren warm empfundene treffende Worte. — Dann senkten sich die studentischen Fahnen zum letzten Gruß über dem Grabe.

In den nach meines Vaters Tode gehaltenen Gedächtnisreden und in den Nekrologen der Zeitungen drückt sich die dankbare Verehrung und Liebe seiner Schüler und die allgemeine Anerkennung und Wertschätzung aus, die sein Wirken und seine Persönlichkeit bei seinen Mitarbeitern und in weiten Kreisen seiner Zeitgenossen gefunden hat.

Zu nennen sind folgende Veröffentlichungen: H. Bonitz, Zur Erinnerung an F. A. Trendelenburg. Vortrag am Leibniztage 1872 in der Akademie der Wissenschaften. Berlin. — A. Dove, Zur Erinnerung an A. Tr. Im neuen Reich 1872. — Daniel Jacoby, A. Tr, ein deutscher Philosoph. Deutsche Zeitung, Wien, Februar 1872. — E. Bratuschek, A. Tr. Berlin 1873, (ausführlichere Biographie, erschienen in den Philosophischen Monatsheften 1873). — R. Eucken, Zur Erinnerung an A. Tr., Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1902/03. (Festrede bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages in Eutin.) — Fr. Paulsen, Nationalzeitung Nr. 617 vom 26. 10. 1902 (Ansprache bei der Feier in Eutin). — R. Eucken, Rezension von P. Petersens Schrift: Die Philosophie F. A. Tr.'s. Wochenschrift: Die Geisteswissenschaften, I. Jahrgang 1913/14, Heft 19 (enthält eine Kritik des von Max Lenz in seiner Geschichte der Universität Berlin über meinen Vater Gesagten).

Drei hervorragende Männer, die seine Schüler gewesen sind, Paulsen, Graf von Hertling und Eucken, gedenken in ihren Lebenserinnerungen mit dankbaren Worten der Vorlesungen meines Vaters und auch der freundlichen Aufnahme in unserem Elternhause, in das er besonders eifrige Teilnehmer an den „Philosophischen Übungen" zu den Studentenabenden einzuladen pflegte. „Trendelenburg", sagt Paulsen, „war ein vorbildlicher Lehrer, und eine in sich vollendete Persönlichkeit echter Humanität."

Anhang.

Folgende in den städtischen Akten von Wismar erwähnten Mitglieder der Familie fehlen im Stammbaum:

Für Thomas wird 1568 in St. Georg Grabgeläute bezahlt. (Der Thomas der zweiten Generation war schon 1498 Hausbesitzer.) — Herman Trendelborgk wird 1585 als Sohn des Hans und dessen Hausfrau Anna erwähnt (Tit. XX, Vol. D 2). — Michel Trendelenborg soll, da er zu anderer Ehe schreiten will, zu richtiger Abrechnung mit den Kindern angehalten werden, 1590 (Tit. XX, Vol. H). Für Michel wird am 28. März 1610 an St. Marien Grabgeläute bezahlt. — Es ist ein älterer und ein jüngerer Detleff (Grabgeläute 1612) nachweisbar (vgl. 4. Gener). Vormund der beiden Kinder des einen ist 1620 Blasius Tr. (Zeugebuch Bl. 214). — Für Nikolaus wird am 7. März 1620 in St. Georgen Grabgeläute bezahlt. —